

Ostland-Berichte

Auszüge aus polnischen Büchern, Zeitschriften und Zeitungen

Herausgegeben vom Ostland-Institut in Danzig

Bei Rückfragen ist auf die am Schlusse jedes Artikels stehende Nummer Bezug zu nehmen.

Inhaltsverzeichnis.

Wissenschaftliche Organisation.		Seite
Das Baltische Institut in Thorn		21
Łęga, W. Eine wissenschaftliche Station in Thorn		24
Forschungsergebnisse.		
Kozłowski, L. Zur Frage der Lausitzischen Kultur		24
Maas, W. Karten der vorgeschichtlichen Besiedlung Großpolens		27
Łęgowski-Nadmorski. Gottheiten und religiöser Glaube der lechischen Slawen		27
Łęga, W. Frühgeschichtliche Schloßberge in der Gegend von Graudenz		29
Łęgowski. Pomoranien in der Morgendämmerung der Geschichte und seine späteren Grenzen		29
Kucharski, E. Was bedeutet die Bezeichnung „Selencia“ in der Chronik des Gallus-Anonymus?		31
Tyc, T. Der Kampf um die polnischen Westgebiete		32
Forst-Battaglia, O. Maria Theresia und die erste Teilung Polens		33
Dr. Ceynowa, F., der Vater der kaschubischen Bewegung		34
Politik.		
Srokowski, St. Die wichtigsten Probleme der polnischen Außenpolitik		37
Ein „polnischer“ Seefteg vor 300 Jahren		39
Polen und die Ostsee		40
Stanislaus Przybyłowski und das Polentum in Danzig		40
Wirtschaft.		
Ostpreußen und die Holzflößerei auf dem Njemen		42
Dirschau als Seehafen		43

Fraktur = Bericht.

Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Das Baltische Institut in Thorn.

Stanisław Srokowski, der ehemalige polnische Generalkonsul in Königsberg berichtet in der Kampfschrift des polnischen „Westmarkenvereins“ über die Erwägungen und Pläne, welche im Frühjahr 1926 zur Errichtung eines „Baltischen Institutes“ in Thorn geführt haben. Die Ausführungen des Verfassers sind deshalb besonders wichtig und beachtenswert, weil sie gewissermaßen die Thesen sind, deren Beweis sich das „Baltische Institut“ als Aufgabe gestellt hat. Die Verwaltung dieses Institutes liegt in den Händen von: Landeshauptmann Dr. Wybicki (früher Arzt in Danzig), der den Vorsitz führt, Pfarrer Prof. Dr. Kozierowski (bekanntgeworden durch seine Forschungen zur Geschichte Großpolens), der den stellvertretenden Vorsitz führt, M. Korzeniowski, Dr. Otto Steinborn, Dr. M. Hasiński und schließlich der Verfasser (Srokowski) selbst. Als Aufgaben des Institutes werden bezeichnet:

1. Sammlung und Ordnung des auf die baltische Küste bezüglichen wissenschaftlichen Materials.
2. Herausgabe von Arbeiten, wissenschaftlichen Untersuchungen und für die Allgemeinheit bestimmten Büchern, welche der Verteidigung der polnischen Interessen an der Ostsee dienen.
3. Mitteilung der Forschungsergebnisse an Behörden, wirtschaftliche Verbände und Einzelpersonen, welche sich mit Handel und Gewerbe in den baltischen Gebieten befassen.

4. Schaffung einer Arbeitsstätte, von Bibliotheken und Sammlungen, welche die wissenschaftliche Tätigkeit in Bezug auf die polnischen Beziehungen zur Ostsee unterstützen.
5. Veranstaltung von Diskussionsabenden.

Verfasser klagt über das geringe Interesse, das die polnische Gesellschaft noch immer der polnischen Meeresküste und den mit dem Zugang Polens zur Ostsee verbundenen Problemen entgegenbringe; „das Meer haben wir bisher noch nicht lieb gewonnen, wie wir es nie liebten“ . . . „die Arbeit am Meere und auf dem Meere ist uns immer noch fremd. Es gibt nur wenige unter uns, die sich ebenso aufrichtig und dauernd, wie sie es bei Warschau und Krakau tun, für das interessieren, was in Thorn, Tuchel, Karthaus, Berent, Neustadt, Dirschau, Graudenz, Kulm, Soldau oder Putzig sich ereignet. . . Und es geht dort nicht zum besten zu. Auf der einen Seite vergessen wir, daß dieses nördliche Gebiet, international betrachtet, der am meisten exponierte Teil des wiedererstandenen Polens ist, daß es sich mitten hinein drängt in die alte Ausdehnungsrichtung der deutschen Arbeit nach dem Osten, und auf der anderen Seite, daß dieses Gebiet für unser politisches und wirtschaftliches Leben unentbehrlich ist.“ . . . „Sieben Jahre unserer staatlichen Existenz waren für uns zu wenig, damit wir uns irgendwelche eigenen Seetransportmittel anschafften, auf der Ostsee wenigstens die polnische Handelsflagge zur Entfaltung brachten und einen freien überseeischen Warenaustausch einrichteten. . . Dem polnischen Fischfang auf der Ostsee haben wir noch keine angemessene gewinnversprechende Organisation gegeben, die Lebenshaltung des auf dem maßlos ärmlichen pommerellischen Boden sitzenden kaschubischen Volkes haben wir noch nicht gehoben, wir haben noch nicht das unverschämte Eindringen deutschen politischen Einflusses und politische Eroberungen deutschen Kapitals unschädlich gemacht, mit einem Wort, wir verwalten dieses Gebiet schlecht und nachlässig. . . .“

„Daher brauchen wir uns auch nicht sehr zu wundern, daß auch die polnische Kriegswissenschaft sich dieser resignierenden und nachlässigen Einstellung anpaßt und im Falle eines Krieges nicht an nachhaltige Verteidigung unserer Küste denkt. Ich verweise auf das übrigens sehr wertvolle Buch des Generalstabsmajors Roman Umiastowski (Geografia wojenna Polski, Warschau 1924), der hier empfiehlt, im Falle eines ernstes Zusammenstoßes mit den Nachbarn den Norden des Staates aufzugeben und eine Front zu bilden, welche im Westen ihre Rückendeckung an den Karpathen und in Schlesien, und im Osten in Podolien finden soll.“

„Als Argument führt der Autor den Gesichtspunkt an, daß der Besitz oder Nicht-Besitz der Meeresküste überhaupt nicht für die Lebensinteressen Polens entscheidend ist, und daß man das verlorene Pommerellen später wieder zurückgewinnen kann. Uns will jedoch scheinen, daß hier ein verhängnisvoller Irrtum vorliegt, und daß auch nur eine vorübergehende Vertreibung aus unserer baltischen Position das Grab unserer Großmachtstellung sein würde, da dieser Verlust von Dauer sein wird. Er wird gleichbedeutend sein mit einem Hinabdrücken Polens in die Reihe drittrangiger, schwacher, kleiner Staaten, wenn nicht gar mit einer gleichzeitigen Aufhebung der Freiheit und Fähigkeit Polens, einen selbständigen Staat zu bilden. Wir sind der Meinung, daß wir, wenn überhaupt, gerade in Pommerellen derart auf festen Füßen stehen müssen, daß von einer Vertreibung von dort nicht die Rede sein könnte.“ (S. 7.) „Dort, wo einstmals vor Jahren sich das den Polen treue Danzig gegenüber Schweden verteidigte, ist auch der Platz für das polnische Verdun, zumal da das an der Ostgrenze liegende Ostpreußen ein Land ist, das nicht daran denkt, sich zu unterwerfen („o poddaniu się“) und allmählig ganz sich in ein großes Heerlager verwandelt.“

„Und ferner ist es Aufgabe des „Baltischen Institutes“ genau festzustellen, welche Bedeutung Ostpreußen für die Welt und für Polen hat, wie es sich allmählig ausgestaltet, wonach es strebt, und wovon es lebt. Denn das Pregel-land ist die eigentliche polnische Meeresküste, denn das ganze Gebiet, das sich südlich hiervon bis zu den Karpathen erstreckt, das ist urpolnisches Land. Allein innerhalb der Grenzen Ostpreußens leben gegen 400 000 polnische Masuren, Ermländer und Powislanen¹⁾. Marienburg liegt auf dem gleichen Längengrad wie Wloclawek, Königsberg wie Bochnia, Insterburg wie Sandomir, und die letzten östlichen Teile der Provinz reichen nicht weiter als der Längengrad von Rzeszów, Jaroslaw und Przemyśl. Mit diesem Ostpreußen beschäftigen wir uns, trotz seiner unerhört wichtigen Lage, unbedingt zu wenig, und auf jeden Fall nicht so, wie es dies verdient hätte. Es ist klar, daß unsere Diskretion nur den Bestrebungen nützt, deren Wiege immer das baltische Mutterland des Kreuzrittertums, der Übermacht und Gewalt war (S. 8).“ „Das geheimnisvolle Ostpreußen liebt nicht das Licht. Auch das geringste Lüften des Vorhangs, wodurch die polnische Öffentlichkeit und noch mehr Europa darüber belehrt werden, was in Königsberg, Allenstein oder Elbing vor sich geht, versetzt die Ostpreußen und auch alle hinter ihnen stehenden Deutschen in einen wahren Wutanfall.“ Verfasser verweist auf die Angriffe von deutscher Seite, die er aus Anlaß seiner kleinen Broschüre „Aus dem Lande des schwarzen Kreuzes“ erfahren habe.

„Aber Ostpreußen befindet sich nicht allein an der Ostseeküste. Unmittelbar hinter ihm dehnt sich der litauische Staat aus, der heute, gerade zum Schaden Polens, mit vielen Banden mit Königsberg und dem ganzen deutschen Machtbereich verbunden ist. Eine aufmerksame Untersuchung der Lage in Litauen und besonders in Memel, eine Beurteilung aller Möglichkeiten für eine Verständigung mit Polen, eine Beschreibung der wirtschaftlichen und kulturellen Fähigkeiten Litauens muß für das „Baltische Institut“ Gegenstand eifrigster Bemühungen sein. Die Beseitigung der polnisch-litauischen Spannung bedeutet das Ende für die gewalttätigen Usurpationen der ostpreußischen Enklave, heißt, dieser Enklave eine der wichtigsten Karten entreißen, welche ihr nach dem verhängnisvollen Weltkrieg ein Gewinnspiel garantierte.“

„In Ostpreußen weiß man dies, und arbeitet mit allen Kräften gegen diese Möglichkeit, die auch die Folge haben kann, daß mit einem Male aus der verbündeten polnisch-litauischen Macht an der Ostsee eine Großmacht entsteht, mit der sich keine andere in Osteuropa, vorläufig auch das gegenwärtige Rußland, nicht messen kann (S. 9).“

Verfasser zieht den Aufgabenkreis des „Baltischen Institutes“ aber noch weiter; auch die baltischen Staaten müßten ständig in seinem Gesichtskreise liegen. Zum Schlusse betont Verfasser noch die Schwierigkeiten, die sich der Erfüllung der Aufgaben des neuen Institutes in den Weg stellen, allen voran die pekuniären.

Um Gönner und Freunde zu gewinnen, habe man eine Art Orden geschaffen: ein silberner Stern mit einem blauen Zeichen und der Aufschrift: „Das Baltische Institut dem Verteidiger des polnischen Meeres“. Verfasser hofft, daß er diese Auszeichnung bei recht vielen Polen und Polinnen sehen werde als Beweis dafür, „daß wir ein für alle Mal unsere Sorglosigkeit gegenüber dem geliebten Streifen pommerellischen Landes von uns geworfen haben, des Landes, wo wir heute frei wirtschaften dürfen, während eine ganze Reihe von polnischen Generationen in ihren Fesseln nicht einmal von diesen Gegenden zu träumen wagte, wo der Druck des erbitterten Feindes am drohendsten und rücksichtslosesten war“.

[Instytut Bałtycki i jego zadania; in „Strażnica zachodnia“ (Zeitschrift des Westmarkenvereins) Jg. V Nr. 1 (Posen 1926) S. 1 ff.] **(18)**

¹⁾ Diese angeblich „400 000 Polen“ haben bei der Abstimmung im Jahre 1920 sich mit 97,5 % und 92,8 % für Deutschland erklärt! (D. Red.)

Łęga, Władysław. Eine wissenschaftliche Station in Thorn.

Der Verfasser dieses Aufsatzes, ein katholischer Geistlicher, weist in der Vorbemerkung auf die durch den im Jahre 1925 in Posen abgehaltenen IV. polnischen Historikerkongress gefasste Resolution hin, daß in Thorn eine wissenschaftliche Station für „pommerellisch-deutsche Forschungen“ gegründet werde, die neben dem „Baltischen Institut“ bestehen solle. Die Ausführungen des Verfassers sind wichtig, da sie klar die Systematik des konzentrischen wissenschaftlichen Angriffs der Polen in Richtung auf den Korridor (durch die von Łęga geforderte wissenschaftliche Station) und auf Danzig und Ostpreußen (durch das „Baltische Institut“ in Thorn) zeigen.

Nach Ansicht des Verfassers ist die Gründung einer wissenschaftlichen Station in Thorn sehr erwünscht; sie habe in der Weise zu geschehen, daß einige Spezialisten entsandt würden, um auf Grund der in den Bibliotheken und Archiven Pommerellens gesammelten Materialien einige, „in der jetzigen Zeit besonders wichtige und aktuelle“ Themata zu bearbeiten. Zum Teil sei eine derartige Station schon jetzt vorhanden, indem einer der Thorner Professoren mit der Bearbeitung des pommerellischen Schulwesens beauftragt sei, es handle sich also nur um eine Ausdehnung der Forschungen auf andere Zweige der Kultur Pommerellens. Vorbedingung hierfür sei aber die Anstellung eines Archivars und mehrerer Fachleute auf dem Gebiete des Museumswesens.

Wenn auch die Frage des Danziger Archivs noch ungeklärt sei, so sei doch schon jetzt ein Archivar nötig, der die in Thorn vorhandenen Dokumente zu sichten und der wissenschaftlichen Benutzung zugänglich zu machen haben werde. Nicht minder wichtig seien Fachleute für das Museumswesen, da nur unter ihrer Mithilfe Forschungen auf dem Gebiete der Prähistorie, Numismatik, Ethnologie, Kunstgeschichte usw. betrieben werden könnten. Dem Fehlen solcher Fachleute sei es auch zuzuschreiben, daß die Bodenfunde Pommerellens jetzt nach Posen gebracht würden, statt in Thorn gesammelt zu werden. Notwendig sei es auch, Polen das Eigentumsrecht auf den Teil der Danziger Sammlungen zu sichern, der aus dem Gebiete der heutigen Wojewodschaft Pomorze stammt. In dieser Hinsicht sei auch schon ein Antrag beim Ministerium gestellt, aber man wisse nicht, ob daraufhin schon etwas veranlaßt sei. Doch auch abgesehen davon sei ein Museumsfachmann für Thorn notwendig, um die dort bereits vorhandenen Sammlungen zu bearbeiten. „Leider wird augenblicklich noch viel von den hier berührten Dingen ein frommer Wunsch bleiben, aber nichts hindert, sich die Hauptbedürfnisse der polnischen Wissenschaft in Pommerellen zu vergegenwärtigen, um bei solchen Projekten, wie einem wissenschaftlichen Institut (wir haben schon in Thorn das Baltische Institut!), einer wissenschaftlichen Station u. a. sich nicht in weniger zielbewußte Dinge zu verliehen, die vielleicht sogar zum Teil die Einheitlichkeit unserer wissenschaftlichen Absichten zerstören.“

[Stacja naukowa w Toruniu; in „Mestwin“ (Wissenschaftliche Monatsbeilage zu der Zeitung „Słowo Pomorskie“), Bd. I (Thorn 1926) S. 19.] (16)

Kozłowski, Leon. Zur Frage der lausitzischen Kultur.

Verfasser, der als Professor für Vorgeschichte an der Universität Lemberg tätig ist und schon auf dem IV. polnischen Historikerkongress in Posen im Jahre 1925 über die „lausitzische Kultur und das Problem der Herkunft der Slaven“ referiert hat, veröffentlicht jetzt die hierzu gehörigen drei Karten, denen er eine ausführliche Vorbemerkung voranschickt.

Er teilt die lausitzische Kultur in drei Perioden ein:

1. Dritte Periode der Bronzezeit (1400—1200 v. Chr.),
2. Späte Bronzezeit (1200—800 v. Chr.) = Periode A und B der Hallstatt-Zeit nach Reinecke,

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

(Zur Frage der lausitzischen Kultur.)

3. Frühe Eisenzeit (800—500 v. Chr.) = Periode C und D der Hallstatt-Zeit nach Reinecke.

Verfasser führt darauf aus:

„Die älteste Periode der lausitzischen Kultur können wir in drei Unterperioden A, B und C einteilen. Die älteste lausitzische Kultur (Periode A) tritt auf kleinem Raum auf, der auf der (beigegebenen) Karte I bezeichnet ist und den unteren und mittleren Teil Schlesiens, ein Stückchen von Großpolen, einen Teil der Lausitz und den westlichen Teil von Sachsen umfaßt.“

„Im Zeitraum B zerfällt die älteste lausitzische Kultur in drei territoriale Gruppen und zeigt ein starkes Ausdehnungsbedürfnis in die Nachbargebiete. Sie bildet:

I. die sächsisch-lausitzische Gruppe,

II. die brandenburgisch-großpolnische Gruppe,

III. die schlesisch-mährische Gruppe.

Die vierte Gruppe, die tschechische, ist mit der schlesisch-mährischen verwandt und zeigt außerdem noch längs der Elbe von der sächsisch-lausitzischen Gruppe herrührende Einflüsse. Die lausitzischen Gräberfelder des Zeitraums B sind entweder flach oder besitzen auch Hügelgräber.“

„Die erste Gruppe, die sächsisch-lausitzische, umfaßt das nordöstliche Sachsen, das südliche Brandenburg bis Belzig, Lübben, Cottbus und berührt ein Stück von Niederschlesien.

Die zweite Gruppe, die brandenburgisch-großpolnische, umfaßt Niederschlesien, grenzt sich gegen die sächsisch-lausitzische Gruppe ab, indem sie nach Brandenburg bis Berlin, Freienwalde, Königsberg, Lippehne und die Mündung der Drage in die Netze reicht und endlich das westliche Großpolen umfaßt.

Die dritte Gruppe, die schlesisch-mährische, umfaßt einen Teil von Mittel- und Niederschlesien, ferner das Flußgebiet der March bis Kreamsier. Die vierte Gruppe, die tschechische, ist gebildet durch die Einwanderung von lausitzischer Bevölkerung aus Mähren und das Durchsickern der sächsisch-lausitzischen Gruppe längs der Elbe nach Süden. Sie bildet aber keine gesonderte Gruppe.“

„Im Zeitraum C . . . vollzieht sich die Expansion der lausitzischen Bevölkerung aus der brandenburgisch-großpolnischen Gruppe nach Pommern; . . . Diese Expansion geht auf zwei Wegen, längs der Oder nach dem hier gelegenen Teile Pommerns, und längs der Netze nach dem an der Weichsel liegenden Teile Pommerns. Ein anderer Expansionsstrom schiebt sich in die polnische Ebene vor. Bei Plock geht er unbedeutend über die Weichsel, berührt die Bzura und Tomaszow.“

Die mittlere lausitzische Periode fällt in die späte Bronzezeit; „sie ist die Zeit der stärksten Expansion, in der sich auch neue territoriale Gruppen absondern.“ Die alten Untergruppen bleiben bestehen, dazu kommen drei neue: die mittelpolnische mit glatter Keramik, die Gruppe von Larnobrzeg und die pommersche.

„Die erste Gruppe (sächsisch-lausitzische) erweitert beträchtlich ihr Gebiet und gewinnt im Norden und Westen Raum“; sie kommt dadurch in unmittelbarem Kontakt mit den Germanen und Kelten. „Gegen Ende der vierten Bronze-Periode überschreitet die lausitzische Bevölkerung sogar die Saale, indem sie in der fünften Bronze-Periode die lausitzisch-germanische Mischgruppe bildet, die durch Brandgrubengräber mit Steinpackung charakterisiert ist. Nördlich von Berlin geht die lausitzische Kultur auf germanisches Gebiet über, indem sie einen Streifen von lausitzisch-germanischen Mischformen schafft. Gegen Ende der vierten Bronze-Periode übt die lausitzische Kultur einen sehr intensiven Einfluß auf die germanische Kultur aus. Denn nicht nur überschreitet sie im Westen die Saale und im Norden die Spree, sondern auch längs der Elbe übt sie Einfluß auf germanisches Gebiet aus, indem sie der germanischen Kultur in der fünften Bronze-Periode zahlreiche, ihr eigene keramische Formen vermittelt“ (S. 20).

Die zweite Gruppe, die brandenburgisch-großpolnische, zeigt im Verhältnis zum vorausgegangenen Zeitraum eine bedeutende Verschiebung nach Osten: Sie überschneidet sich jetzt mit der sächsisch-lausitzischen Gruppe und zwar derart, daß in der vierten Bronze-

Fraktur = Bericht.

Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

(Zur Frage der lausitzischen Kultur.)

Periode die sächsisch-lausitzische, und in der fünften Bronze-Periode die brandenburgisch-großpolnische Gruppe vorherrscht.

Die dritte Gruppe, die schlesische, zeichnet sich in der vierten Bronze-Periode durch einen großen Reichtum an Formen und Ornamenten aus. „Sie beherrscht ganz Schlesien und das kleinpolnische Höhenland, aber auf dem letzteren weisen die Gräber dieser Periode eine bedeutend ärmere Ornamentik und geringe Verschiedenheit der Formen auf.“

In Mähren und Tschechien besteht in der vierten Bronze-Periode die frühere Kultur weiter fort, und erst in der fünften Bronze-Periode breitet sich die lausitzische Bevölkerung aus Schlesien über Mähren und Tschechien aus. „Die lausitzische Bevölkerung, welche schon in der dritten Bronze-Periode nach Pommern vordringt und dort eine besondere pommersche Gruppe bildet, entwickelt sich in der vierten Periode weiter. In der fünften Bronze-Periode drängen auf diese Gruppe von Westen her germanische Stämme, welche bis zum Ende dieser Periode das ganze Gebiet einnehmen, das in der vierten Bronze-Periode durch die pommersche Gruppe bewohnt war. Durch den Andrang der germanischen Stämme wird die lausitzische Bevölkerung der pommerschen Gruppe teilweise aus ihren Sitzen vertrieben und beginnt, sich längs der Weichsel und des Bug nach dem östlichen Klempolen vorzuschieben. Dieser Weg ist bedingt durch die Grenzwüstung, welche die lausitzische Bevölkerung von den Balten in der vierten Bronzeperiode trennt. In diese Wüstung rückt, durch das germanische Vordringen getrieben, die lausitzische Bevölkerung aus Pommern ein, und hinterläßt erste Spuren von lausitzischer Kultur im Flußgebiet des Bug und dem östlichen Klempolen. Aber nicht die ganze lausitzische Bevölkerung wird aus Pommern vertrieben. Aus Westpreußen kennen wir noch aus der fünften Bronzeperiode eine ganze Reihe von lausitzischen Gräberfeldern; der Mangel an germanischen Gräbern läßt aber die Vermutung zu, daß wenigstens im westlichen Teil von Pommern und in Westpreußen die eingewanderte germanische Bevölkerung nur eine kleine Oberschicht darstellte, welche über die unterworfenen lausitzischen Bevölkerung herrschte.“

In der Epoche C der Hallstatt-Zeit (800—650 v. Chr.) beginnen umfangreiche Völkerverchiebungen. Jetzt erscheint an der Mündung der Weichsel die Steinkistengräber-Kultur. „Die Bevölkerung dieser Gruppe ist nordischer Herkunft und ist durch Klimaverschlechterung aus Skandinavien vertrieben worden. Als sie das polnische Pommern¹⁾ betrat, fand diese Bevölkerung hier Reste der lausitzischen Bevölkerung vor, die noch nicht durch die ersten, von Westen kommenden germanischen Vorstöße vernichtet worden war, ferner germanische Stämme, als eine zahlenmäßig kleine Oberschicht, welche dieses Gebiet in der fünften Bronzeperiode in ihre Gewalt gebracht hatten.“

„Ethnographisch ist die Steinkistengräber-Kultur sicher germanisch²⁾. Darauf weist der Charakter der Kultur und vor allem die Bestattungsart hin. Kulturell ist sie eine Mischung von germanischer und lausitzischer Kultur (S. 23).“

Im Laufe der Periode C der Hallstatt-Zeit dringt die Steinkistengräber-Kultur auf das Gebiet der brandenburgisch-großpolnischen Gruppe der lausitzischen Kultur vor, und zwar geschieht dies keilförmig, indem die dort sitzende lausitzische Bevölkerung in zwei Gruppen gespalten wird, in die westliche, die sogenannte Götlicher Gruppe, die zwischen den westgermanischen Stämmen und der Steinkistengräberkultur, welche nach Kossina ein Charakteristikum der Ostgermanen ist, ihre Wohnsitze hat, und die östliche, die kujawische. „Die kujawische Gruppe bewahrt in der Periode C der Hallstatt-Epoche ihre Unabhängigkeit gegenüber dem Volke der Steinkistengräber; sie umfaßt Kujawien, das Kulmer und Dobriner Land. Dieses Gebiet wird erst im Zeitabschnitt D der Hallstatt-Epoche durch die Steinkistengräber-Kultur unterworfen.“

¹⁾ so wörtlich im Text! (Red.)

²⁾ von uns gesperrt. Diese Feststellung des Verf. ist sehr wichtig. (Red.)

Die Vertreter dieser Kultur, deren zweites Charakteristikum die Gesichtszurnen sind, erobern im Anschluß daran auch noch den nördlichen Teil von Großpolen, dringen aber in dem Zeitraum D der Hallstatt-Kultur südlich nur bis zur Linie Stupce—Posen—Neutomischel vor. Hierbei werden die Träger der lausitzischen Kultur entweder nach Südosten abgedrängt, oder, wenn sie bleiben, unterworfen und allmählich germanisiert. Das weitere Vordringen der Steinkistengräber-Kultur, deren Träger vom Verfasser, wie schon oben bemerkt wurde, als Germanen bezeichnet werden, nach Süden und Südosten, nach Schlesien und Polen, vollzieht sich erst in der frühen Latène-Zeit, ist aber nicht mehr so stark wie vorher. Jetzt wird die lausitzische Bevölkerung nicht mehr verdrängt, sondern nur von einer dünnen germanischen Oberschicht überlagert, die aber in der mittleren Latène-Zeit mit ihr verschmilzt.

[Mapy kultury lużyckiej; in: „Kwartalnik historyczny“, Jahrgang 40 (Lemberg 1926) S. 18 ff.] **(15)**

Maas, Walther. Karten der vorgeschichtlichen Besiedlung Großpolens.

Die vorliegende Arbeit stimmt in ihren wesentlichen Teilen mit dem Anhang II der von dem gleichen Verfasser in der Zeitschrift „Mannus“ Bd. 19, Heft 1—2 (1927) S. 104 ff veröffentlichten Abhandlung „Zur vorgeschichtlichen Besiedlung des Posener Landes“ überein. Die hier abgebildeten sechs Karten sind mit denen im „Mannus“ identisch, aber in größerem Maßstabe reproduziert. Die Fundorte werden hier jedoch nur in ihrer neuen polnischen Schreibweise mitgeteilt, während sie im „Mannus“ in deutscher und, wo diese vorhanden ist, auch in polnischer Namensform erscheinen.

[Mapy osadnictwa przedhistorycznego Wielkopolski; in: „Przegląd Archeologiczny“ (hgg. von der Polnischen Prähistorischen Gesellschaft in Posen) Bd. III Heft 2 (Posen 1926) S. 137 ff.] **(19)**

Łegowski-Nadmorski. Gottheiten und religiöser Glaube der lechischen Slaven.

I. Gemeinlavische Gottheiten aus der indoeuropäischen Zeit.

Von den europäischen Völkern standen die Slaven am längsten in Verbindung mit den nach Asien gewanderten Ariern, mit deren iranischem Stamme sie auch fernerhin durch die Skythen in Zusammenhang blieben. Man hat hieraus folgern wollen, daß scheinbar urindoeuropäisches Erbgut bei den Slaven erst später durch Entlehnung zu ihnen gekommen sei. Das ist aber nicht richtig, und dies festzustellen ist wichtig, denn während es bei der großen Ausdehnung der Slaven vom Schwarzen Meer bis zur Elbmündung schwierig ist zu entscheiden, ob die Gottheiten gemeinlavisch waren oder einzelnen Stämmen angehörten, läßt sich diese Entscheidung zu Gunsten des gemeinlavischen Beschlusses treffen, wenn eine Gottheit oder ein Kultus noch bei einem anderen indoeuropäischen Volke angetroffen wird. Am besten bekannt sind die religiösen Vorstellungen der Inder. Ihr Himmels-gott *Dyausz*, der auch bei anderen Indoeuropäern nachzuweisen ist, ist den Iranern und Slaven unbekannt. Zu derselben Gruppe wie *Dyausz* gehört *Bhaga*. In den ältesten Texten, den Vedea, ist dieser als Gottheit schon verblaßt, und sein Name erscheint nur als Beinamen anderer Gottheiten. Bei den Iranern hat *Bhaga*, wie er hier heißt, geradezu die Bedeutung „Gott“. In dieser Bedeutung findet er sich auch bei den Slaven als *boğ*. Man hat hierbei an Entlehnung von den Iranern gedacht, doch ist das unwahrscheinlich, denn die Skythen, die die Vermittler hätten sein müssen, kennen den *Bhaga* nicht. Wie bei den Ariern *Bhaga* als Beinamen, so trifft *boğ* in Verbindungen auf: *Dadźboğ* bei den Ostslaven, *Strzyboğ* bei Ostslaven und Pomoranen, *Ljuteboğ* bei den Pomoranen, *Piaczeboğ* bei den Kaschuben (erst in christlicher Zeit entstanden), *Kolboğ* bei den Masuren. Das in der „Bogarodzica“ vorkommende *bożycze* ist *Vok.* zu *bożyc* „Sohn Gottes“ und stammt aus vorchristlicher

Zeit. Zu vergleichen ist ihm das polab. b ū s a g. Das Wort b o g verbindet die Mythologie der Slaven eng mit der der Arier, ebenso das Wort ś w i ę t y „heilig“, das lautlich und begrifflich genau dem iranischen s p e n t a entspricht. An Entlehnung des Wortes darf nicht gedacht werden. —

Ein drittes Verbindungsmitglied zwischen Slaven und Ariern bildet der russisch-pomoraniſche Göttername S w a r o g S w a r o z y c, der zu dem indischen Worte s v a r „das leuchtende Innere des Himmels“, auch „Sonne und ihr Schein“ gehört. S w a r o g S w a r o z y c ist der Sonnengott; ein Rest seines Kultes sind die Johannisfeuer; bezeichnenderweise ist auch bei den Ariern der Feuerkult verbreitet. Über einen Mondkultus berichtet nur eine kroatische Handschrift. Doch läßt der Name des Mondes, k s i ę z y c „Sohn des k s i ą d z (ursprünglich „König“)" darauf schließen, daß ihn einst auch die Lechen hatten. Denn in russischen Quellen wird die Sonne c a r „König“ genannt, und in den Weden ist der Mond das Kind der Sonne. Der Sonne wurden Opfer dargebracht, der Name dafür hat sich in dem polab. t r e b y „Weihnachten“ erhalten. — Dieß Bild der slavischen Mythologie, bei dem nur die Gottheiten als gemeinlavisch angesehen werden, die bei mindestens zwei der slavischen Völkergruppen (Südslaven, Westslaven, Ostslaven) nachweisbar sind, weist auf eine iranisch-skythisch-slavisch-litauische Zeit hin. Mit den Iranern verbindet die Slaven auch der Ausdruck w i a r a „Glaube“, der im altperſ. v a r v a r e n a mit derselben Bedeutung seine Entsprechung findet, während der Stamm sonst die Bedeutung „wahr“ (lat. v e r u s dt. w a h r) hat.

II. Gottheiten und religiöser Glaube der Polanen und Pomoranen

Über den Götterglauben der Polanen (Polen) sind keine direkten Nachrichten erhalten, denn was Dlugosz darüber berichtet, ist erst 500 Jahre nach Einführung des Christentums geschrieben. Besser sind die Nachrichten über die Religion der Pomoranen, zu denen auch die bis zum 12. Jahrhundert in kultureller Hinsicht sicher nicht von ihnen verschiedenen Lutiker, Rojanen und Obodriten zu rechnen sind. Als ihren obersten Gott nennt Thietmar den Swarozyc (Zuarafici), der einen Tempel in Riedegast (Rethra) hatte; Helmold nennt ihn Riedegast, was nur den in R. verehrten Swarozyc bezeichnet. Bei den Weissagungen bedienten sich die Priester hingeworfener Ruten und des heiligen Pferdes; ersteres findet eine Parallele bei der bei Skythen und Alanen üblichen Art der Weissagung, letzteres bei der der Perſer. Durch die Weissagungen hatte das Heiligtum großen Einfluß, denn vor allen geplanten Unternehmungen wurde das Orakel befragt. 1068 wurde der Tempel zerstört, dadurch hört Riedegast auf, geistiger Mittelpunkt der westlichen Lechen zu sein.

An seine Stelle trat Arkona auf Rügen. Die hier verehrte Gotttheit war Swantowit, ein Gott der Fruchtbarkeit der Felder. Der Name besteht deutlich aus den beiden Bestandteilen ś w i ę t y = „heilig“ und w i t, das noch nicht erklärt ist; die schon früh auftauchende Verknüpfung mit dem heiligen Veit, woraus der Name slavisiert sein sollte, ist wertlos. Der eigentliche Name des Gottes war W i t, in Arkona wurde er als Swantowit verehrt, anderwärts als Rojewit und Porewit auf Rügen, als Geroditus in Havelberg und Wolgast, in Pommern als Triglaw und Czarnogłowy. Der Name Wit gehört zu dem arischen Wata, dem Namen des Windgottes; auch der deutsche Wuotan, Wotan gehört hierher. Die Annahme, daß Wit durch Übernahme des Wotankultes zu den Pomoranen gekommen sei, ist bei den großen Verschiedenheiten der Gottheiten nicht zulässig. Man muß darum den Wit für eine aus der indoeuropäischen Vorzeit übernommene Gotttheit ansehen und deshalb auch für gemeinlavisch. — Über die nur von Helmold überlieferten Götter Prowe und Siwa ist nichts zu ermitteln. Bielbog und Czernobog (der durchaus nicht als böse Gotttheit aufzufassen ist) waren keine besonderen Gottheiten, sondern nur Beinamen des Wit oder Swarozyc, die jedoch eine gewisse Selbständigkeit bekamen. Ebenso ist es mit P i o r u n, dem Gotte des Donners. — Charakteristisch für die pomoranischen Slaven sind die Orakel durch Werfen von Losen und das Prophezeien mit Hilfe eines weißen oder schwarzen Pferdes, sowie die

(Gottheiten und religiöser Glaube der lechischen Slaven.)

vielköpfigen Bildsäulen der Götter, was lebhaft an die griechischen Orakel und die Vielgliedrigkeit der indischen Gottheiten erinnert, es kann darum keine selbständige Schöpfung der Pomoranen sein, sondern es ist allgemein lechisch.

[Bóstwa i wierzenia religijne Slowian lechickich. In: Rocznik XXXII., hgg. von dem Towarzystwo Naukowe w Toruniu (Thorn) S. 18 ff.]

(24)

Łęga, Władysław. Frühgeschichtliche Schloßberge in der Gegend von Graudenz.

Beschrieben werden die Schloßberge von Mellno, Frankenhain, Boguschau, Schönbrück, Schönwald (Kr. Graudenz), Sarnowo (Kr. Kulm), Sibsau und Gruffchno (Kr. Schwetz). — Die Burgen bildeten sicher ein planmäßig angelegtes Verteidigungssystem. Eine Festungslinie war der Fluß Ossa, an den sich nach Osten das unbewohnte Grenzland anschloß. Eine zweite Linie war die Lutrine, eine dritte der wasserreiche Strich von Slup bis Schönsee, eine vierte bildeten die Burgen von Sarnowo, Wapcz, Kalduß, eine fünfte die von Sibsau, Sartowiß, evf. Schwetz und Gruffchno. Die Linien sind sicher die Grenzen von Stämmen oder Geschlechtern und entstanden in Zeiten gegenseitiger Kämpfe, besonders im 12. Jahrhundert, doch ist es, da systematische Untersuchungen noch fehlen, nicht möglich, jede einzelne Burg genauer zu datieren; einzelne werden sogar in die vorchristliche Zeit zurückreichen. Hinsichtlich der Stammeszugehörigkeit wird man die Burgen bis zur Ossa als kujawische, die links der Weichsel als pomoranische, die nördlich der Ossa als preussische anzusehen haben, doch sind bei genauerer Untersuchung Überraschungen nicht ausgeschlossen, wie bereits in Wiedersee (Kr. Graudenz), 10 Kilometer nördlich der Ossa, ein Schläfenring gefunden ist. Erst systematische Untersuchungen können über Zeit und ethnische Zugehörigkeit der Schloßberge zuverlässigen Aufschluß geben.

[Grodziska wczesnohistoryczne w okolicy Grudziądza. Mit einem Kärtchen und 3 Zeichnungen in: Zapiski Towarzystwa Naukowego w Toruniu (Thorn), Heft VI (1923) S. 51—58.]

(23)

Legowski. Pomoranien¹⁾ in der Morgendämmerung der Geschichte und seine späteren Grenzen.

Das Erscheinen der Slaven an der Ostsee und die Entstehung besonderer Stämme. Der Verfasser bemerkt in den einleitenden Worten, daß er nur einen allgemeinen Abriss seiner Forschungen zu geben beabsichtige, eine genauere Darstellung und die Begründung derselben auf spätere Zeit verschiebe. Als Tatsache wird zunächst hingestellt, daß die unmittelbaren Erwähnungen der Anwesenheit der Slaven in Mitteleuropa erst aus dem ersten Jahrhundert nach Christi stammen, daß dagegen die mittelbaren noch einige Jahrhunderte weiter zurückreichen, und daß man aus den geographischen Namen schließen könne, „daß die slavische Bevölkerung, und im besonderen die lechische, einige Jahrhunderte vor Christi Geburt in den Flußgebieten von Weichsel, Oder und Elbe ständige Sitze einnahmen“. Von der Anwesenheit der Germanen in diesen Gegenden sollen erst viel später Nachrichten vorliegen, „mit Ausnahme der Ansiedlungen skandinavischer Germanen an einigen Punkten der südlichen Küste der Ostsee, welche sie sogar längere Zeit einnahmen, aber immer nur vorübergehend, und die sie schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt verließen, um weit in den Süden, in das damalige römische Kaiserreich einzudringen. Dies Vorrücken der feindlichen germanischen Völkerschaften auf den durch Slaven eingenommenen Landstrichen bestätigen auch die Forschungen slavischer Archäologen, nur ist es noch nicht gelungen, die Zeit, in der die Slaven nach den Forschungen der Archäologie erschienen, mit

¹⁾ Verfasser faßt unter diesen Begriff das Küstengebiet an der Ostsee zwischen Oder und Weichsel.

der durch die Geschichte angegebenen Zeit in Einklang zu bringen“.

Durch die Forschungen slavischer und polnischer Archäologen, besonders Niederles und Kostrzewski, sei erwiesen, daß die Slaven im Flußgebiet von Weichsel, Oder und Elbe in der II. Periode der Bronzezeit (1700—1400) und an der Südküste der Ostsee in der III. und IV. Periode (1400—1200 bzw. 1000) erschienen seien. Doch genügt die archäologischen Forschungen nicht, um auch die ethnischen Kennzeichen eines Volkes, dessen materielle und zum Teil auch geistige Kultur zu einer gewissen Zeit sie darstellen können, festzulegen, und darum sei es nötig, den Ariadnesfaden zu finden, der von ihr zu den geschichtlichen Zeiten des Volkes führt. Die Feststellung geschichtlicher Tatsachen beruht nach dem Verfasser nicht nur auf den von griechischen und römischen Schriftstellern übermittelten Nachrichten, die nicht über das 1. Jahrhundert nach Christi Geburt zurückreichen, sondern auch auf topographischen Namen, „die sichere und beredtere Zeugen einer in tiefes Dunkel gehüllten Vergangenheit sind, als unvollständige historische Nachrichten“, zu deren Lesung es aber großer Vorsicht und genauer Kenntnis der sprachlichen Gesetze bedürfe.

Auf Grund aller historischen und sprachlichen Zeugnisse (von denen aber der Verfasser kein einziges beibringt!) könne man als sichere Tatsache annehmen, daß die Slaven schon im 3. Jahrhundert vor Christi an der Ostsee standen, ein Termin, den die Archäologie um ein ganzen Jahrtausend zurückverschiebe. „Ein zweiter sicherer Faktor ist die Tatsache, daß die Lechen an der unteren Weichsel, Oder oder Elbe nirgends mit Germanen zusammenstießen. Das einzige Volk, mit dem diese Slaven sich sicher berührten, waren die Kelten, und mit ihnen haben auch sicher die Slaven längere Zeit hindurch gemeinsam jene Gegenden bewohnt. Allerdings haben auch andere Völker neben den Slaven diese Flußgebiete jener drei mitteleuropäischen Flüsse durchzogen, aber von ihnen kann man nur soviel sagen, daß sie zu den Indoeuropäern oder besser zu den indoeuropäischen Verbänden gehörten, welche die Alten mit dem Namen Skythen und Sarmaten bezeichneten“. (Auf Grund welcher historischen oder sprachlichen Tatsachen der Verfasser alles dies als sicher hinstellt, teilt er aber nicht mit.)

Die Slaven an der Ostsee hätten zum Stamme der Lechen gehört, doch sei dieser Name bei ihnen nicht gebräuchlich gewesen, wie überhaupt eine gemeinsame Bezeichnung gefehlt habe. Dafür seien die Namen der einzelnen Stämme überliefert: zwischen Weichsel und Oder saßen die Pomoranen, die ihren Namen von den südlich der Neze wohnenden Polanen bekamen; an sie schlossen sich jenseits der Oder ursprünglich die später nach Mecklenburg gewanderten Obotriten an; (daß sei aus dem Namen zu schließen, der die Präposition ob „= durch, hinter“ und den Namen der Oder enthalte). An ihre Stelle seien die Rojanen auf Rügen und die Lutiker (von luty „wild“), die auch Weletaben (ein unerklärter Name) und Wilzen (nicht von wilk „Wolf“, sondern wielki „groß“) genannt werden, getreten. Die Vorposten der Slaven bildeten aber die Warnen an der Warna (Warnow) und die Wagrier in Holstein, an die sich jenseits der Eider die Dänen angeschlossen.

Aus diesen Angaben ergibt sich nach Meinung des Verfassers der zwingende Schluß: „Aus dieser Zusammenstellung ist ersichtlich, daß unter den slavischen Stämmen an der Südküste der Ostsee für Deutsche kein Platz ist.“ Wenn man von der vorübergehenden Siedlung skandinavischer Germanen auf Rügen und an der Weichselmündung (weitere germanische Siedlungen scheint der Verfasser nicht zuzugestehen) absehe, beginne die Besetzung der südlichen Küste der Ostsee erst im 12. Jahrhundert, nach der Germanisierung der Wagrier. Ob andere nomadisierende Stämme, wie Sueben, Langobarden, Burgunder, überhaupt die Ostsee gesehen hätten, sei fraglich, jedenfalls aber seien sie von anderen Stämmen bald wieder verdrängt worden. —

Dem Namen der Kaszuben, der ethymologisch noch nicht gedeutet ist, will der Verfasser polnische Herkunft zuschreiben: „Es scheint, daß der Name „Kaszuba“ . . . in Polen jedem Bewohner Pomoraniens beigelegt wurde, der einen von der polnischen Sprache verschiedenen Dialekt sprach, ohne Unter-

(Pomoränen in der Morgendämmerung der Geschichte und seine späteren Grenzen.)

schied, ob er aus dem Danziger Pommern stammte oder aus dem jenseits der Oder liegenden Lande der Obotriten.“

Aber die Grenzen der am Meer wohnenden Lechen äußert sich der Verfasser: „Im Nordwesten bildete die Grenze die Eider, dann die Mündung und der Unterlauf der Elbe. Einige Ansiedlungen, aus denen das heutige Hamburg entstand, haben slavischen Klang, also haben Slaven sie gebildet. Unterhalb Hamburgs überschritten die am Meere wohnenden Lechen die Elbe und nahmen größere Striche ein, deren Grenzen man erst dann wird bezeichnen können, wenn die Ortsnamen erforscht sein werden, die in den ältesten hannoverschen Urkunden vorkommen. Hier hielt sich die slavische Sprache bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, und Hauptort war Glinno, dessen Namen die Deutschen in Lüneburg umänderten.“

Die Südgrenze der westlichen Lechen genau zu bestimmen, sei nicht möglich, da hier die Slaven zu schnell germanisiert worden seien. Doch hätten die bisherigen Forschungen ergeben, daß die Grenze gegen die Lausitzer Sorben südlich Berlins zu ziehen sei, der Name Berlins sei lechisch und habe ursprünglich Bralin gelaute¹⁾. Im Osten sei die Grenze ursprünglich die untere Weichsel bis zur Ostamündung gewesen, jenseits von der die Preußen saßen. Unter diesen und den Pomoranen hätten zeitweilig auch Goten gewohnt. Als Pomoranen dann durch Boleslaw Chrobry oder schon seinen Vater an Polen angegeschlossen worden sei, habe eine Expansion der Pomoranen über die Weichsel stattgefunden, sie hätten Pomesanien und Pogezanien besetzt, deren ursprüngliche Namen, Pomorzanie und Pogórzanie, erst durch die Deutschordensritter die heutige Form erhalten hätten¹⁾, doch erinnere noch an die ursprüngliche Bedeutung von Pogezanien, die deutsche Bezeichnung Hockerland. Weitere Beweise für das ursprüngliche Polentum von Pomesanien und Pogezanien würden die älteren Ortsnamen liefern, deren Besprechung der Verfasser aber auf später verschiebt.

Zusammenfassend behauptet der Verfasser, daß die Archäologie die Anwesenheit von Slaven an der Südküste der Ostsee seit dem Ende des 2. oder wenigstens dem Anfange des 1. Jahrhunderts v. Chr. feststelle, und daß auch die Geschichte hier Slaven, und zwar Westlechen im 1. oder 2. Jahrhundert v. Chr. nachweise. Von Germanen sei hier keine Spur, im besonderen seien Germanen in dem Teile des Landes, der heute zu Deutschland gehört, erst im 11. und 12. Jahrhundert erschienen, und zwar seien es Sachsen gewesen. Die baltischen Lechen seien politisch bald in Territorien zerfallen, von denen das größte die Pomoranen von der Oder- bis zur Weichselmündung eingenommen hätten. Noch nicht erforscht sei, seit wann sich die Westlechen von den Ostlechen, d. h. den Polen sprachlich unterschieden und wann unter ihnen selbst sprachliche Verschiedenheiten aufgetreten seien. „Den Pomoranen liegt die Pflicht ob, diese Forschungen zu unternehmen, da sie in gerader Linie die Nachkommen des einst großen Volkes der westlichen Lechen sind, und ihre Geschichte auch die Geschichte des ganzen Polens ist.“

[Pomorze w zaraniu dziejowem i jego późniejsze granice, in „Mestwin“ (Wissenschaftliche Monatsbeilage zur Zeitung „Słowo Pomorskie“), Bd. I. (1926), S. 25—27, 36—38.]

(22)

Kucharski, Eugen. Was bedeutet die Bezeichnung „Selencia“ in der Chronik des Gallus-Anonymus?

Der Name „Selencia“ kommt bei Gallus-Anonymus an zwei Stellen vor, beide Male im Zusammenhang mit Pomerania und Pruzia. Und zwar haben die Bewohner dieser drei Gebiete drei Eigenschaften gemeinsam: sie halten beharrlich an ihrem heidnischen Glauben fest, grenzen im Norden an Polen und stehen diesem feindlich gegenüber. Roman Grodecki hat in dem Kommen-

1) Hier wärmt der Verf. einen ethymologischen Versuch des Professors W. Ketrzyński auf, den dieser schon im Jahre 1886 bekanntgab, und der von dem deutschen Forscher M. Perlbad schon im Jahre 1905 als unmöglich abgewiesen worden ist (Vgl. Zeitschrift des Westpreussischen Geschichtsvereins Heft 48, S. 204 Anm. 1).

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

(Was bedeutet die Bezeichnung „Selencia“ in der Chronik des Gallus-Anonymus?)

far zu seiner Übersetzung des Gallus gemeint: „Der Name ist bisher nicht hinreichend erklärt; ich bin der Ansicht, daß er einen pommerschen Volksstamm bezeichnet, vielleicht den Teil Pommerns, der später das Land Slavien bildet, und dessen Fürsten den Titel „duces Slaviae“ führen. Möglicherweise bezeichnet er auch die Liutiker“.

Verfasser lehnt diese Vermutung Grodeckis ab; ein Lesefehler, durch den aus „Leuticia“ oder gar „Sclavia“ die Form „Selencia“ entstanden sei, hält er für ausgeschlossen. Der Name „Selencia“ steht also fest, fraglich bleibt nur die Lokalisierung. Der Reihenfolge der Aufzählungen nach müßte „Selencia“ westlich von Pommern und Puzia gesucht werden; aber hier vermag der Verfasser keine Anhaltspunkte zu finden. Dagegen führt ihn die Tatsache, daß bei Gallus die Jatwinger nicht genannt werden, zu der Vermutung, daß „Selencia“ möglicherweise das Gebiet dieses Volksstammes oder einen Teil des Sudauer Landes bezeichne. Er stützt sich hierbei auf eine Notiz bei Peter von Duisburg: „De vastacione territorii Sudovie dicti Silie et secunda captivitate fratris Rudevici“. (Scriptores rerum Prussicarum I,143) und auf das bei Nikolaus von Jeroschin erwähnte „gebit zu Silien“ (Scriptores rerum Prussicarum I,505).

Verfasser glaubt den Stamm des Namens „Selencia“ noch in dem Namen für einen Nebenfluß des Narew, der „Slina“ wiederfinden zu können. Im Anschluß an eine Deutung dieses Namens durch G. Gerullis und an russische Chronikenstellen kommt Verfasser dann zu der Vermutung, daß Selencia, Silia mit Slina identisch sei und das Gebiet eines Stammes der Jatwinger und auch schließlich diese selbst, bezeichne: „Die Form Selencia des Gallus-Anonymus ist also eine Latinisierung des damaligen polnischen Namens *Zlencza oder *Zieleńicza und zugleich die früheste, ausschließlich in Polen angewendete Schreibweise für die Bezeichnung Jatwingiens“.

[Co oznacza nazwa „Selencia“ w kronice Galla-Anonima?
in: Kwartalnik Historyczny, Jahrgang 40 (Lemberg 1926)
S. 145 ff.]

(26

Tyc, Theodor. Der Kampf um die polnischen Westgebiete.

Verfasser dieses Aufsatzes ist der am 5. August dieses Jahres im Alter von 31 Jahren verstorbene Posener Privatdozent und Redakteur der Kampfzeitschrift des Westmarkenvereins: „Straznica Zachodnia“ (West-Wacht). Im Hauptteil seiner Abhandlung, die einen vom Verfasser im Herbst 1924 in Posen gehaltenen Vortrag wiedergibt, behandelt er die einzelnen Kämpfe zwischen Deutschen und Polen im 12. und 13. Jahrhundert, die sich hauptsächlich an der Neße abspielten, nachdem die Stellung Polens an der Oder durch den Verlust des Landes Lebus endgültig aufgegeben worden war.

Im Gebiet der Neße haben die Burgen Santoch im Westen und Nakel im Osten eine entscheidende Rolle gespielt. Besonders Nakel galt als der Schlüssel ganz Polens. Verfasser zeigt dann, wie nach Erwerb des Landes Lebus die Askanier von Nordwesten her systematisch die Grenze Polens zurückschieben und zugleich auch gegen Pommerellen vordringen. Diesem Vordringen wird zunächst Halt geboten, durch die Schenkung von Kempen (1282), durch welche nach dem Tode Mestwins II. (1294) Pommerellen mit Großpolen unter Przemyslaw II., der sich 1295 in Gnesen zum Könige krönt, vereinigt wird.

Bei dieser Gelegenheit polemisiert Tyc gegen die Auffassung, daß das Königtum Przemyslaw's nur ein großpolnisches gewesen sei: „Das Königtum Przemyslaw's II., der vorläufig in Großpolen und Pommerellen regierte, war ein universales Königtum, und hatte die endgültige Erwerbung Krakaus zum Ziel“ (S. 48). Der Tod dieses Herrschers — er wurde im Jahre 1296 in Rogasen ermordet — bedeutete einen schweren Verlust für den polnischen Staatsgedanken. Jetzt gehen auch die Askanier wieder aggressiv vor, sie begründen Dt. Krone und überschreiten die Obra bei Meseritz und Schwerin. Erst der Tod Waldemars im Jahre 1319 bringt Großpolen Ruhe.

Fraktur = Bericht.

Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Nachdem Verfasser dann noch die Politik Kasimirs des Großen gestreift und betont hat, daß dieser Herrscher nicht die Absicht gehabt habe, dauernd auf Schlesien und Pommern zu verzichten, wendet er sich allgemeinen Betrachtungen über die deutsch-polnischen Beziehungen im 12. und 13. Jahrhundert zu. Er weist darauf hin, daß das Vordringen der beiden deutschen Territorien, Brandenburgs und des Ordensgebietes, stark zur Ausbildung des polnischen Nationalgefühls beigetragen habe. Nicht so sehr die deutsche Kolonisation, deren zahlenmäßiger Umfang nach der Ansicht von Lnc überhaupt stark überschätzt wird, habe die Feindschaft der Polen gegen die Deutschen hervorgerufen, sondern in erster Linie die politischen Erfolge, die territorialen Gewinne der Deutschen auf Kosten der Polen.

„Einzeluntersuchungen können uns nicht überzeugen, daß im 13. und 14. Jahrhundert der Zustrom deutscher Bauern nach Großpolen sich in großem Maße vollzog.“ Im 13. Jahrhundert spielen Deutsche, vorwiegend aus großpolnischen Städten, eine bedeutende Rolle als Lokationsunternehmer in polnischen Dörfern, aber im 14. Jahrhundert weichen sie schon fast vollständig den Polen. „Eine nüchterne Kritik (sc. der Lokationsurkunden) bestimmt uns dazu, die häufig wiederholten Behauptungen von dem großen Zustrom deutscher Bauern nach Großpolen im Mittelalter vorläufig als ein Produkt der Romantik des 19. Jahrhunderts anzusehen“ (S. 61).

„Auf dieser Grundlage verstehen wir die Bedeutung des deutschen Rechts für Großpolen im Mittelalter. Es ist dies eine Reform seiner Verfassung nach westlichem Muster und somit die passendste Methode, welche die Kampfbedingungen mit einem fortschrittlichen und hartnäckigen Nachbarn ausglich“ (S. 61).

„Die an westliche Muster sich anlehrende Stadt, wenn auch mit einem Übergewicht fremden Kapitals und oft auch fremder Bevölkerung, das dem machtvollen Stande geistlicher und weltlicher Grundherrn unterstellte Zinsdorf, verstärkte Bedeutung des Geldes für die fiskalische Wirtschaft, kräftige Exekutive des Fürsten . . ., das waren vielleicht die Muster und Ideale, welche nicht überall und immer erreicht wurden, welche aber aufgeweckten Geistern als ein erstrebenswertes Ziel erscheinen mochten, mit bestimmten Eigenschaften, gleichsam einer Europäisierung, einer Anpassung Polens an den Westen. Die große Europäisierung, die gewöhnlich dem König Kasimir zugeschrieben wird, und durch ihn tatsächlich ungeheuer gefördert und fast abgeschlossen worden ist, stammt aber noch aus dem vorhergehenden Jahrhundert, aus der Bewegung, welche unter Heinrich dem Bärtigen beginnt, und ist eng mit der elastischen Bedeutung des „Deutschen Rechts“ verbunden, das auf ökonomischem und wirtschaftlichem Gebiete vor allem ein Exponent des damaligen Fortschritts in Westeuropa war“ (S. 62).

Verfasser betont noch einmal zum Schluß, daß Polen diesen Anschluß an die westeuropäische Kultur, die ihm gerade durch die immer wiederholten Zusammenstöße mit den Deutschen während des 12. und 13. Jahrhunderts nahetrat, zwar mit territorialem Verluste erkaufte, dafür aber sich innerlich konsolidierte und zu nationalem Selbstbewußtsein gelangte.

[Walka o kresy zachodnie, in „Roczniki Historyczne“ (hgg. durch die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Posen) Jahrg. I (Posen 1925) S. 34 ff.] (20)

Forst-Battaglia, Otto. Maria Theresia und die erste Teilung Polens.

Der Verfasser veröffentlicht in der unten genannten polnischen Zeitschrift zwei bisher nicht ganz unbekannte Schriftstücke aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv, denen er eine eigenartige Einleitung vorausschickt. Daß er eine Ehrenrettung der Kaiserin Maria Theresia gegenüber der ihr durch Friedrich d. Gr. zuteil gewordenen abfälligen Beurteilung unternehmen will, ist verständlich. Unverständlich ist aber, wie ein deutscher Forscher,

der die Vorgeschichte der ersten Teilung Polens kennen mußte, das Vorgehen Friedrichs d. Gr. hierbei nur als ein Verbrechen bezeichnen, und seine Einleitung mit nachfolgendem Satze schließen kann:

„Das freie Polen wird der edelmütigen Monarchin die Gerechtigkeit nicht vorenthalten. Wir wollen eingedenk sein des übermäßigen Verbrechens sowohl Friedrichs als auch Katharinas, Josephs und Kaunitz's, aber der Ruhm Maria Theresias, der aufrichtigen und treuen Freundin der Republik, möge jetzt nach Jahrhunderten aufhören besleckt zu sein.“

Es wäre interessant zu erfahren, wie Herr Forst-Battaglia die Union von Lublin aus dem Jahre 1569 beurteilt, durch welche Westpreußen gegen den Willen seiner Bewohner gewaltsam in das polnische Reich einverleibt wurde.

In der Anlage druckt der Verfasser den Brief Maria Theresias an Kaunitz vom 17. Februar 1772 im Auszuge ab, und ferner das katholisch-theologische Gutachten über die Frage des Unrechtes der ungarischen Krone auf polnisches Gebiet. Dieses Gutachten kommt zu dem Schluß, „daß das kleine Rußen, oder Gallicien, Lodomerien und Podolien auf besagte Art, und mit Haltung der übrigen sonst in gerechten Kriegen gewöhnlichen Stücken möge eingenommen, und der Hungarischen Krone wieder einverleibt werden, ohne Beeinträchtigung eines Menschen, ohne Beleidigung Gottes, und daß über solche Unternehmung das Gewissen der Allerhöchsten Herrschern sicher sey und ganz ruhig seyn möge.“ Der von Forst-Battaglia mitgeteilte Auszug aus dem Briefe Maria Theresias lautet: „. . . Aller Partage ist unbillig in seinem Grund und für uns schädlich. Ich kann diesen Antrag nicht genug bedauern und muß bekennen, daß mich sehen zu lassen schäme Ich bekenne, daß zeit meines lebens nicht so beängstigt mich befunden. Als meine länder angesprochen wurden, steiffete ich Mich auf Mein gutes recht und den beistand gottes allein im gegenwärtigen fall, wo nicht allein das Recht auf Meinen seiten nicht vorhanden, sondern, Verbindlichkeiten, Recht und billigkeit wieder mich streiffen, bleibet mir keine Ruhe, vielmehr unruhe und vorwürfe eines Herzens übrig, so Niemalens jemanden oder Sich selbst zu befäuben, oder Duplicität für aufrichtigkeit gelten zu machen gewohnt war. Treu und glauben ist für allezeit verlohren, so doch das gröste Kleinod und die wahre Stärke eines Monarchen gegen anderen ist Wer wird nach einem solchen befrag mit uns Sich alliren wollen? Ich kann mich nicht entbrechen, es nochmahlen zu wiederhohlen: Ich bin nicht stark genug allein die affaire zu führen. Mitbin lasse, jedoch nicht ohne Meinen grösten gram, selbe ihren Weeg gehen.“

[Marja Teresa i pierwszy rozbiór Polski in: Kwartalnik Historyczny. Jahrgang 40 (Lemberg 1926), S. 411 ff.]

(25)

Dr. Florian Ceynowa, der Vater der kaschubischen Bewegung.

Der anonyme Verfasser (W. B.) bringt im ersten Teile eine Übersicht über die Erforschung des Kaschubentums durch Ausländer vor Ceynowa und behandelt in § 1 die deutschen Forschungen von Lorek, Bryllowski und Mrogonovius. In § 2 wendet er sich den russischen Arbeiten zur Kaschubenfrage von Strezniowski, Zwan Prejs und Hilferding zu.

Der Abschnitt II (Jugend Ceynowas) behandelt im § 3 die Gymnasial- und Universitätsjahre. Ceynowa wurde am 5. Mai 1817 in Slawoschin als Sohn des dortigen Gemeindefchmiedes geboren. „Die Atmosphäre des elterlichen Hauses wie der ganzen Gegend, bewohnt von einem wohlhabenden Mittelstande, der sich gerade in Pommerellen einer traditionellen Freiheit und Unabhängigkeit erfreut, bereitete in seiner Psyche jenen Boden vor, der geeignet war für die freiheitlichen und demokratischen Aspirationen, als deren großer und begeisterter Anhänger sich Ceynowa später erwies.“ Mit 14 Jahren kam er nach Konitz auf das Gymnasium, wo er Mitglied einer geheimen polnischen Schülerverbindung wurde, deren Zweck es war, polnische Sprache, Literatur und nationale Ideale zu pflegen. Vermutlich wurde auch in Konitz

(Dr. Florian Ceynowa, der Vater der kaschubischen Bewegung).

Schon sein Interesse für die Kaschuben erweckt, denn hier lebten der Landrat von Tetzau und der Kaufmann Benwiz, die beide auf diesem Felde tätig waren. 1841 bezog Ceynowa mit der Absicht, Medizin zu studieren, die Universität Breslau. Die hier studierende slavische Jugend (Polen, Tschechen, Slovaken und Lausitzer) hatten unter Förderung von Professor Turkinje eine slavisch-literarische Gesellschaft gegründet, der Ceynowa als Mitglied beitrug. Er hörte die Vorlesungen des Professors Czela-kowski, eines Tschechen, über slavische Philologie, erlernte die russische, tschechische und lausitzische Sprache und schloß sich besonders an Schmalzer an, den Führer der Lausitzer. Dessen Werk, die Wiedergeburt der Lausitzer, erweckte in ihm den Gedanken, das für die Kaschuben zu werden, was Schmalzer für die Lausitzer war. In einem von ihm in Jordans slavischen Jahrbüchern 1843 veröffentlichten Aufsatz „Die Germanisierung der Kaschuben“ nennt er die Kaschuben beständig ein „slavisches Volk“ und ihre Sprache eine „slavische Sprache“, was vermuten läßt, daß er die Kaschuben in geschichtlicher Hinsicht für ein besonderes Volk hielt. Die Forderung einer politischen Sonderstellung stellte er aber erst 1851 auf.

1843 ging Ceynowa zur Fortsetzung seiner Studien nach Königsberg. Hier kam er — auf welche Weise ist unbekannt — in die den Aufstand vorbereitende Organisation Mieroslawkis und nahm 1846 an dem mißlungenen Handstreich auf Preußisch-Stargard teil. Die Folge war eine Verurteilung zum Tode, doch wurde die Strafe in lebenslängliches Gefängnis umgewandelt. Die Berliner Revolution von 1848 gab ihm aber die Freiheit wieder. Die Teilnahme Ceynowas an dem Aufstande Mieroslawkis entsprang — wie auch der Verfasser andeutet — nicht nationalen Beweggründen, also nicht einer feindseligen Gesinnung gegenüber Preußen, sondern ausschließlich sozialen. Er wollte mithelfen, die Demokratie zum Siege zu führen und wurde daher auch ein erbitterter Feind des polnischen Adels und der polnischen Geistlichkeit, mit denen er von nun an dauernd kämpfte. Aus dem gleichen Grunde war er auch nach Meinung des Verfassers ein Feind aller national-polnischen Organisationen, besonders der polnischen Liga, die in Westpreußen unter dem Schutze des Großgrundbesitzes und der Geistlichkeit stand. Nach seiner Befreiung aus dem Gefängnis setzte Ceynowa seine medizinischen Studien fort, promovierte 1850 in Berlin und ließ in demselben Jahre seine ersten kaschubischen Schriften erscheinen, worin er die Kaschuben als ein in historischer Hinsicht selbständiges Volk mit eigener Sprache hinstellt und zur Pflege der heimischen kaschubischen Sprache auffordert.

Seine Auffassung des Verhältnisses des kaschubischen Stammes zum polnischen Volke legte er in demselben Jahre in einem Artikel in der „Szkółka Narodowa“ dar, worin er das Verhältnis der beiden mit dem des jüngeren Bruders zum älteren vergleicht, beide auffordert, Hand in Hand zu arbeiten, und von den Polen eine Berücksichtigung der kaschubischen Sprache verlangt. Geantwortet wurde ihm von einem „Manne aus dem Mirchauer Lande“ (Stephan Keller, dem späteren Gründer des „Pielgrzym“, damals Schüler der Prima des Kulmer Gymnasiums), daß die Kaschuben ein polnischer Stamm seien, polnisch sprächen und nicht an Absonderung dächten. Ceynowa brach die Polemik ab mit der Erklärung, er würde demnächst durch Taten antworten. Dazu kam es aber noch nicht so bald. Er ließ sich als Arzt in Bukowiz bei Schwetz nieder und veröffentlichte in den nächsten Jahren nur eine Reihe von Schriften, meist wissenschaftlichen Inhalts, die er umsonst unter dem Volke verteilte. Da sein Vorschlag eines Bündnisses mit dem polnischen Volk als Gegenleistung für eine Anerkennung der kaschubischen Selbständigkeit höhnisch abgewiesen worden war, wandte er seine Augen nach Rußland, mit dem er 1850 wissenschaftliche Beziehungen angeknüpft hatte. Er träumte von einem Zusammenschlusse aller slavischen Völker unter dem Schutze Rußlands; die größten Hindernisse sah er dabei in dem Wirken der katholischen Kirche und der westeuropäischen Kultur. Beide bekämpfte er darum auf das heftigste, was aber, besonders so weit

Fraktur = Bericht.

Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

(Dr. Florian Ceynowa, der Vater der kaschubischen Bewegung).

es die katholische Kirche betrifft, ein methodischer Fehler war. Mit der Zeit scheint er dies auch erkannt zu haben, denn nach 1870 hat er keine politischen Schriften mehr erscheinen lassen.

Ceynowa stand mit seinen Ansichten allein und suchte Anhänger zu gewinnen. Die kaschubische Intelligenz, die in der deutschen oder der polnischen Kultur herangebildet war, hielt er für verloren für die Kaschubei und suchte daher seine Gefolgschaft unter den Schülern der oberen Klassen der Gymnasien in Neustadt und Königsberg. Da er ihnen aber seine ruffophilen Theorien vortrug, die um das Jahr 1863/64 geradezu unmöglich waren, hatte er nur geringe oder geradezu gar keine Erfolge. 1866 versuchte er es mit der Gründung eines „Handwerkervereins des kaschubisch-schlesischen Volks“. Den Gedanken dazu gab ihm die von Großpolen ausgehende ökonomische Bewegung, deren Wellen sich bis in die Kaschubei verbreiteten. Da die Ackerbau treibende Bevölkerung sich den polnischen landwirtschaftlichen Vereinen zuneigte, wandte Ceynowa seine Aufmerksamkeit den Handwerkern zu und gründete den genannten Verein, dessen Zweck es sein sollte, begabten Knaben die Erlernung eines Handwerks zu ermöglichen. Bezeichnend für die preußenfreundliche und königstreue Gesinnung der Kaschuben in den 60er Jahren ist die Tatsache, daß Ceynowa, um sie für seinen Handwerkerverein zu gewinnen, in der Einleitung zu dem Statut die Verdienste der Hohenzollern um die Hebung von Bildung und Wohlstand betonen mußte und auf die Tatsache hinwies, daß die preussischen Könige auch Herzöge der Kaschuben und Wenden waren. Über das Schicksal des „Handwerkervereins des kaschubisch-schlesischen Volks“ ist nichts bekannt geworden. Das Vereinsblatt, dessen erste Nummer angekündigt wurde, ist nicht erschienen.

Über die wissenschaftlichen Beziehungen Ceynowas zu den Russen handelt Verfasser im § 8. Wann Ceynowa in Beziehungen zu dem Akademiker Srezniewski und damit zu der Petersburger Akademie trat, ist nicht sicher bekannt, wahrscheinlich geschah es schon im Jahre 1842, als Srezniewski Material für seine Arbeiten über das Kaschubentum sammelte. 1850 übersandte dann Ceynowa der Akademie eine kleine Sammlung kaschubischer Wörter, worauf ihn die Akademie zur Beantwortung bestimmter Fragen über die kaschubische Sprache aufforderte. Ceynowa übersandte einige Arbeiten, die auch den Beifall Srezniewskis fanden; ob Ceynowa die von Srezniewski vorgeschlagene materielle Unterstützung der Akademie für seine Arbeiten erhalten hat, ist nicht bekannt. 1856 entsandte dann die Akademie ihr Mitglied Hilferding in die Kaschubei, der sich zunächst mit Ceynowa in Verbindung setzte und von ihm nach Neustadt, Lauenburg, Glowitz und Bülow begleitet wurde. 1867 besuchte Ceynowa dann die slavische ethnographische Ausstellung in Petersburg und den slavischen Kongress in Moskau. Seine Erfahrungen hier waren aber derartig, daß er seine ruffophilen Ansichten bedeutend revidierte. Die Beziehungen zu Petersburg scheinen seitdem aufgehört zu haben.

Die wissenschaftlichen Beziehungen zu den Polen, die Ceynowa anfangs aufrecht erhalten wollte, brachen bald ab, weil man ihm von polnischer Seite seine Ansicht über die Sonderstellung des kaschubischen gegenüber dem Polnischen arg verdächtig und ihn sogar nicht ernst nehmen wollte. Mit wenigen Ausnahmen zeichnen sich deshalb auch die ihm von polnischer Seite gewordenen Kritiken nicht durch Wohlwollen aus, während die russische und tschechische Kritik ihm günstig war und ihn gerecht beurteilte.

In den §§ 10—14 bespricht Verfasser ausführlich das literarische Schaffen Ceynowas und seine Schreibweise, die er in vier Arten scheidet: die polnische, tschechisch-kaschubische, die Schreibweise des Scharb und endlich die linguistische. Ceynowa wandte in seinen Schriften den heimischen Slawoschiner Dialekt an, entnahm aber, da er kein sprachschöpferisches Talent hatte, fehlende Wörter dem Polnischen, die, wie Verfasser selbst betont, den Kaschuben häufig unverständlich waren. Reineres Kaschubisch bieten nur seine Aufzeichnungen von Volksüberlieferungen.

Fraktur = Bericht.

Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

(Dr. Florian Ceynowa, der Vater der kaschubischen Bewegung).

Große Verdienste hat Ceynowa um die Schreibung, die Grammatik und das Wörterbuch des Kaschubischen. Gut sind auch seine ethnographischen Arbeiten, doch fehlt es öfters an der nötigen Kritik. Zum Schluß behandelt der Verfasser die Handschriften Ceynowas, die in der Bibliothek des „Towarzystwo Przyjaciół Nauk“ (Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften) in Posen aufbewahrt werden und gibt ein Verzeichnis aller von ihm verfaßten Schriften.

[Der vorstehende Aufsatz ist in dem letzten, nach dem Kriege erschienenen Hefte der Zeitschrift „Gryf“ (Greif, das Wappenbild Pommerellens), die als das Organ der von Dr. Rajkowski in Karthaus geführten jungkaschubischen Bewegung anzusehen ist, erschienen. „Gryf“ Bd. V (1921) Nr. 2 S. 56-62; Nr. 3 S. 65-84; Nr. 4 S. 103-118; Bd. VI (1922) Nr. 1 S. 9-20; Nr. 2 S. 44-56.]

(21)

Fraktur = Bericht.

Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Srokowski. St. Die wichtigsten Probleme der polnischen Außenpolitik im Zusammenhang mit der Stellung Polens gegenüber Deutschland.

Der Verfasser dieses Aufsatzes ist der durch seine Schrift: „Aus dem Lande des schwarzen Kreuzes“ (Z krainy czarnego krzyża) bekannt gewordene ehemalige polnische Generalkonsul in Königsberg. Nach einer Vorbemerkung über die durch den Weltkrieg herbeigeführten staatlichen Veränderungen bemerkt der Verfasser: „Aber ein Zug in der allgemein veränderten Situation blieb trotz dem Kriege unerschüttert, und zwar die politische Bedeutung Deutschlands auf der internationalen Arena. Wie Deutschland vor dem Kriege die Achse bildete, um die sich die Ereignisse der ganzen Welt drehten, so ist es diese auch heute noch (S. 110).“

Von Polen bemerkt der Verfasser: „Man sollte meinen, daß das so (d. h. reichlich mit Gebiet) ausgestattete Polen sogleich in der europäischen Völkerfamilie eine sehr hervorragende und wichtige Stellung einnehmen müßte. Es ist aber anders. Polen wird in der allgemeinen Meinung Europas immer wieder als eine nicht dauerhafte staatliche Schöpfung angesehen, als etwas, das viele gemeinsame Züge mit der verflorenen Ukraine hat, als etwas, das eine Zeit lang besteht, um selbst an Weichsel und Warthe, das heißt auf dem am meisten echten polnischen Boden, einer anderen Konfiguration von Staaten und Grenzen zu weichen.“ Die Urheber dieser Anschauung sind nach Meinung Srokowski hauptsächlich die Deutschen. „Sie hämmern durch ihre machtvolle Propaganda den Gehirnen der ganzen Welt ein, daß West-Polen ein Land ist, das dem Deutschtum ohne jede Berechtigung entrissen worden sei, daß es ein Land mit gemischter Bevölkerung, ein Talisman des Friedens sein werde, sobald es sich unter der Herrschaft von Berlin befinden wird.“

„Ein großer Teil der Beunruhigung entspringt auch schon aus der Mittellage zwischen Ostsee und Schwarzem Meer. Eine ebenfalls große Rolle spielt auch der Mangel an natürlichen Grenzen, und die, eine Verteidigung erschwerende Zusammensetzung des Staates mit den beiden Korridoren, dem von Danzig und dem von Wilna (S. 118-119).“

Folgeschwer ist nach Meinung Srokowski auch die Tatsache, „daß Polen ein Teil der Barriere ist, welche die Verbündeten nach der Niederlage Deutschlands zwischen Schwarzem Meer und Ostsee aufgerichtet haben, um einerseits Europa vor der Infiltrierung mit revolutionären Ideen zu bewahren, und auf der anderen Seite ein aktives Zusammenarbeiten Rußlands und Deutschlands zu verhindern.“ Aber diese Barriere habe zwei Lücken. Sowohl die Tschecho-Slowakei wie auch Litauen hätten den Wunsch, eine unmittelbare Grenze mit Rußland zu besitzen. Litauen würde, selbst wenn es Wilna erhielte, nach der Ab-

Schaffung des polnisch-weißrussischen Korridors frachten, und die Tschecho-Slowakei möchte gern Ostgalizien von Polen abtrennen.

„Für Polen, das den Hauptteil der Barriere zwischen dem Osten und Deutschland bildet, ist eine Schwächung ihrer Flügel eine so wichtige Tatsache, daß alle andern, auf dem Gebiete der auswärtigen Politik liegenden Fragen, mit Ausnahme des Problems des Zugangs zum Meere, eine zweitrangige, akzessorische Stellung einnehmen (S. 121).“

„Das litauische Problem ist auch deshalb wichtig, weil seine günstige Lösung uns beträchtlich der Lösung der baltischen Aufgabe nähert, die, wenn sie auch nicht über die staatliche Existenz entscheidet, so doch in jedem Falle über seine Sicherheit.“ (S. 122.) Litauen gegenüber müsse daher eine versöhnliche Politik getrieben werden, während der Tschecho-Slowakei gegenüber eine Interessenpolitik am Platze sei. „Es ist daher auch ein gewaltiger Fehler dadurch begangen worden, daß wir Litauen gegenüber durch eine Reihe von Jahren eine Prestigepolitik getrieben haben, während wir den Tschechen gegenüber eine sentimentale Versöhnlichkeit zeigten, statt gehörig das slovakische Problem¹⁾ oder die anti-tschechische Stimmung in Ungarn auszunutzen (S. 122).“

Polen hat nach dem Urteil Srokowski's ungünstige Grenzen und wird sie immer seiner geographischen Lage wegen haben.

„Besonders die Grenze mit Sowjetrußland muß immer fatal sein,“ und niemand habe den Mut auf eine Änderung zu dringen, „um so mehr, da auch die Grenze gegen Deutschland nicht viel besser ist. Sowohl von der einen wie von der anderen Seite hängen wir gewissermaßen in der Luft. Im Westen sind wir jedoch eher in der Lage, wenn auch teilweise, das zu erreichen, was man eine natürliche Grenze nennt. Im Osten würde eine solche erst durch die Dnjepr-Linie und die Anlehnung an das Schwarze Meer erreicht werden.“

„Aber auch von Änderungen im Westen kann im allgemeinen solange nicht die Rede sein, als auf unserm Nacken, 100 km von Warschau entfernt, die schwere deutsche Faust lastet, der Ostpreußen genannte Streifen Landes. Ostpreußen ist der Schlußstein in dem Gewölbe unseres ehemaligen Gefängnisses, aus dem der Weltkrieg Polen befreit hat, er ist der Damm für unsere natürliche Entwicklung, er ist der Zentralpunkt für die Anknüpfung aller möglichen Amputationsprojekte irgend eines Teiles oder gar der Aufteilung unseres Staates. Ostpreußen muß dauernd die größte Sorge unserer auswärtigen Politik sein, ein Wegweiser und eine Warnungstafel vor irgendeinem zwecklosen oder übereilten Schritte.“

„Die ganze Wirksamkeit Polens an der Ostsee führt zu nichts, wenn wir gegenüber Danzig die gleiche Politik betreiben werden wie bisher, eine Politik, durch welche wir diese Stadt unter ungeheuren Opfern ganz Polens bereichern und dabei aus diesem allen nicht nur mit leeren Händen, sondern sogar gedemütigt herauskommen. Und dann Ausbau eines eigenen Hafens und Schaffung einer eigenen Flotte; das ist eine Notwendigkeit, das ist ein weittragender politischer Schritt (S. 123).“

Hauptaufgabe der polnischen Politik ist nach Meinung Srokowski's die Befestigung der polnischen Stellung an der Ostsee und der Beziehungen Polens zur Tschechoslowakei, denn dadurch sei die Verbindung Polens mit der europäischen Welt bedingt, durch die erst Polen zu einem wirklich selbständigen Staate werde. Im Anschluß daran betrachtet Verfasser die Beziehungen Polens zu den europäischen und außereuropäischen Staaten; hierbei betont er u. a. die Verstärkung der französischen Wehrkraft durch das

¹⁾ Vgl. Nr. 1 der „Ostland-Berichte“ S. 16—17.

(Die wichtigsten Probleme der polnischen Außenpolitik im Zusammenhang mit der Stellung Polens gegenüber Deutschland.)

volkreiche Polen und die schwierige Lage, in die Polen gegenüber der Tschechoslowakei durch die Beziehungen Frankreichs zu diesem Lande versetzt sei. Die Beziehungen Englands zu Polen bringt er auf folgende Formel: „England wünscht kein starkes Polen, denn unsere Macht ist eine Stärkung Frankreichs (S. 128).“

[Przegląd najważniejszych problemów zagranicznej polityki Polski w związku z sytuacją naszą wobec Niemiec in: „Polska Zachodnia“, (Jahrbuch des Westmarkenvereins), Jahrgang I (Posen 1926) S. 108 ff.] (17)

Ein „polnischer“ Seesieg vor 300 Jahren.

Die 300-jährige Wiederkehr des „polnischen“ Seesiegs über die Schwedische Flotte in der Danziger Bucht auf der Höhe von Oliva am 28. November 1627 hat fast die gesamte polnische Presse durch Festartikel gefeiert, in denen von der großen Bedeutung, die Polen zu jener Zeit auf der Ostsee gehabt habe, in überschwenglichen Worten die Rede gewesen ist. In Warschau hat eine große, von der See- und Fluß-Liga (Liga Morska i Rzeczna) veranstaltete Festsihung stattgefunden, zu der sogar der Staatspräsident Mosicki erwartet wurde. Dieser mußte aber infolge Todesfalls in seiner Familie die Teilnahme in letzter Stunde absagen. In Posen veranstaltete die gleiche „See- und Fluß-Liga“ in der Aula der Universität eine feierliche Sitzung, in der ein Festvortrag über die Geschichte der polnischen Marine auf der Ostsee gehalten wurde. Eine ähnliche Feier fand auch in Lodz statt.

Damit nun aber nicht das Satrspiel fehle, sei ein Bericht des „Kurjer Poznański“ aus Kopenhagen wörtlich wiedergegeben:

„Aus Anlaß des 300. Jahrestages des Sieges der polnischen Flotte unter der Führung des Dänen Admiral Deekmarn (sic!) bei Oliva gab die polnische Gesandtschaft in ihren Salons einen Ball zu Ehren der dänischen Flotte(!). Auf diesem Balle waren zugegen: Der Thronfolger Kronprinz Friedrich, Prinz Knud, die Prinzessinnen Axel und Viggo, die schwedische Prinzessin Martha, die gesamte dänische Admiralität, Vertreter des Hofes und des Ministeriums des Auswärtigen. Das Königliche Marine-Ministerium übermittelte an diesem Tage dem Gesandten Rozwadowski seine Glückwünsche und überreichte ihm eine Schale mit dem Wappen des Ministeriums, die von einer dänischen Fregatte aus der Zeit der napoleonischen Kriege stammte. Die dänische Presse widmete dem Jubiläum eine Reihe von Artikeln, welche die alten Traditionen der polnischen Flotte betonten.“

Soweit der Bericht des „Kurjer Poznański“, der zeigt, daß die polnische Propaganda in Dänemark ihr Handwerk versteht.

Hierzu wäre aber zu bemerken, daß von einer „polnischen“ Flotte schlechterdings nicht die Rede sein kann. Wie einige polnische Zeitungen und auch A. Czolowski, der Verfasser des Buches über die polnische Marine (Marynarka w Polsce, S. 125) zugeben, trugen alle Schiffe dieser Flotte keine polnischen, sondern deutsche Namen: Ritter St. Georg, Arche Noe, König David, Der fliegende Hirsch, Meerweib, Meermann, Delfin. Und ebenso finden wir unter den Kapitänen und Offizieren, vielleicht mit Ausnahme des als Engländer anzusprechenden Jakob Murray, nur deutsche Namen: Ellert Appelman, Adolf von Argen, Hermann Witte, Johann Storch, Franz Wessel.

Vor allem aber war der Führer der polnischen Flotte der Admiral Arend Dickmann (auch Dieckmann geschrieben) kein Pole, sondern ein Deutscher, der nach Ausweis der im Danziger Staatsarchiv aufbewahrten Bürgerbücher im Jahre 1608 aus seinem Heimatort Delve in Dithmarschen nach Danzig einwanderte, hier das Bürgerrecht auf einen Schiffer gewann und dieses im Jahre 1622 mit dem Bürgerrecht auf einen Kaufmann vertauschte. Arend Dickmann war also ein deutscher Danziger Bürger und auch kein Däne, so daß der Admiral „Deekmarn“ nur in der Phantasie der Kopenhagener Polen existiert hat. Und damit wäre eigentlich jeder Anlaß für die von der polnischen Gesandtschaft in Kopenhagen veranstaltete Siegesfeier und für die dänisch-polnischen Freundschaftsbezeugungen genommen.

Fraktur = Bericht.

Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

(Ein „polnischer“ Seefleg vor 300 Jahren.)

Es ist nicht zu leugnen, daß die polnische Gesandtschaft den dänischen Hof, die Behörden und das dänische Publikum auf diese Weise in eine etwas peinliche Situation versetzt hat.

[Zeitungsstimmen: Sonntagsbeilage Nr. 50 (10. XII. 1927) zur Zeitung „Polonia“; „Głos Narodu“ Nr. 325 (29. XI. 1927); „Słowo Polskie“ Nr. 336 (29. XI. 1927); „Dziennik Poznański“ vom 29. XI. 1927; „Dziennik Wileński“ Nr. 272; „Warszawianka“ Nr. 327 (29. XI. 1927); „Kurier Poranny“ vom 27. XI. 1927 und besonders „Kurier Poznański“ Nr. 547 (30. XI. 1927), S. 2.] **(29)**

Polen und die Ostsee.

Die Warschauer Zeitung „Gazeta Warszawska Poranna“ wendet sich in einem scharfen Artikel gegen die angebliche Absicht der Universität Kiel, zu der von ihr für den Juni 1928 geplanten baltischen Woche keine Vertreter polnischer Universitäten einzuladen. Die Vertreter der Universitäten in den drei skandinavischen Staaten, in den baltischen Randstaaten und auch aus Prag, Wien und Graz seien eingeladen worden; aber von einer Einladung polnischer Universitäten sei nichts bekannt geworden.

Die Zeitung äußert sich im Anschluß hieran mit einer nicht ganz klaren Logik: „Wenn man berücksichtigt, daß die Deutschen ihren Haupthafen an der Nordsee haben, so ist Polen der größte baltische Staat. Die Übergehung Polens — wenn die Zeitungsnachrichten zutreffen — ist dann eine ausgesprochen politische Demonstration, sie ist nicht nur ein Ausfluß unfreundlicher Gesinnung gegenüber unserem Lande, sondern eine, gegen die territoriale Unversehrtheit Polens gerichtete Demonstration.“

(Die geographischen Kenntnisse der Warschauer Zeitung scheinen sehr schwach zu sein. Ein Blick auf die Landkarte dürfte genügen, um zu erkennen, wie verschwindend klein das polnische Küstengebiet im Vergleich mit dem deutschen Küstengebiet an der Ostsee ist. Und auch der erst im Entstehen begriffene polnische Hafen Gdingen dürfte sich neben der Reihe großer deutscher Ostseehäfen recht bescheiden ausnehmen.)

„Die Tatsache, daß in Deutschland dauernd von hohen politischen Stellen von der „friedlichen“ Revision der territorialen Bestimmungen des Versailler Traktats gesprochen wird, darf von der polnischen Politik nicht vergessen werden. Es ist höchste Zeit, den deutschen Politikern klar zu sagen: Die erste Bedingung für normale nachbarliche Beziehungen ist, daß von deutscher Seite alle, auch die leisesten Anspielungen auf eine Grenzänderung in Osteuropa aufhören. Es ist auch höchste Zeit, daß dies ebenfalls ganz Westeuropa gesagt werde.“

Man müsse Klarheit über die „baltische Woche“ in Kiel haben. Wenn die Zeitungsnachrichten zuträfen, „dann können wir eine solche politische Demonstration durch eine deutsche Universität nicht dulden.“ . . . „Wir wiederholen noch einmal, die Absicht der Kieler Universität ist eine schreiende, gegen Polen gerichtete politische Demonstration, die eine Frage angeht, bei der Polen außerordentlich empfindlich ist. Die deutsche Regierung würde nur dem Gebote des einfachen politischen Anstandes folgen, wenn sie ihre Heißsporne vor solchen Schritten zurückhielte.“

[„Gazeta Warszawska Poranna“ Nr. 309 (10. XI. 1927) S. 3.] **(28)**

Stanislaus Przybylski und das Polentum in Danzig.

Die Warschauer Zeitung „Warszawianka“ druckt einen bisher unveröffentlichten Aufsatz des kürzlich verstorbenen polnischen Schriftstellers Przybylski ab, der eindeutig zeigt, daß dieser Vertreter der polnischen Literatur, der einen großen Teil seines Lebens in Deutschland zugebracht und zu den Führern der deutschen Literatur der 90-er Jahre des vergangenen Jahrhunderts in engen, ja sogar freundschaftlichen Beziehungen gestanden hat, in nationalen Fragen doch nur ausschließlich, und zwar mit deut-

licher deutschfeindlicher Spitze den polnischen Standpunkt vertreten und selbst als Leitgedanken seines Handelns aufgestellt hat: „Pro Patria vivere et mori“. Diese Feststellung ist wichtig in einer Zeit der P.E.N.-Klubs und der gegenseitigen Besuche von deutschen Schriftstellern in Warschau und polnischen in Berlin, durch die wahrlich nicht die großen schicksalhaften nationalen Gegensätze zwischen Deutschen und Polen aus der Welt geschafft werden.

Der Aufsatz Przybyłowski trägt die Überschrift „Vivos voco“ und ist als Appell an das polnische Publikum gedacht, dem bedrohten Polentum in Danzig zur Seite zu stehen: „Die von uns vergessene masurische Bevölkerung erklärte sich bei der Abstimmung, obwohl sie nur in Dialekt und Bekenntnis von Polen verschieden ist, energisch gegen dieses. Mortuos plango. Aber wer noch lebt in Polen, — Vivos voco — der eile dem polnischen Danzig zu Hilfe“.

Wir erfahren aus dem Aufsatz die interessante Tatsache, daß ohne das energische Wirken Przybyłowski das polnische Gymnasium in Danzig, das im letzten Schuljahr gegen 450 Schüler zählte, wahrscheinlich nicht vorhanden wäre. Der Grundstock wurde im Jahre 1921 durch freiwillige Spenden gelegt, die von Städten, Korporationen, Behörden, Firmen und Banken zu Ehren des 30-jährigen Schriftstellerjubiläums Przybyłowski gemacht wurden. Und diese hatte Przybyłowski sich erbeten in über hundert Briefen, die er an die in Betracht kommenden Stellen geschickt hatte. Przybyłowski äußert sich hierzu in folgender Weise: „Es wäre lächerlich, wenn ich mir diese Aktion als irgend ein Verdienst anrechnen wollte. Im Gegenteil: ich bin den Volksgenossen zu tiefer Dankbarkeit verpflichtet, daß sie mich den Hochgenuß empfinden ließen, den mir keine, auch nicht die intensivste schöpferische Arbeit bereitet, daß sie mich das höchste Schöne erleben ließen, das einem sterblichen Menschen gewährt ist, die Schönheit des opfernden menschlichen Herzens! Und das nicht im engen Kreise der nächsten Familie, sondern im Namen der höchsten Maxime, die sich auf der Gründungsurkunde des polnischen Gymnasiums in Danzig befindet: *Suprema lex: Pro Patria vivere et mori!*“

So entstand am 13. Mai 1922 das polnische Gymnasium in Danzig. Aber damit war Przybyłowski noch nicht zufrieden. Er wollte in Danzig auch eine Stätte schaffen, wo die in Danzig lebenden Polen ihr Heim, ihren Versammlungsort finden sollten. Und auch hier gelang es ihm, durch freiwillige Spenden seine Gedanken in dem „Dom Polski“, dem „Polnischen Haus“ zu verwirklichen, in dem polnische Versammlungen, Vorträge und Konzerte stattfinden, Theaterstücke aufgeführt werden, und das über eine polnische Bibliothek verfügt.

Trotz den von seinen Volksgenossen in Polen selbst gebrachten Opfern glaubte Przybyłowski doch, zu weiteren Anstrengungen für die Stärkung des Polentums in Danzig mahnen zu müssen. Er schrieb in diesem Zusammenhang: „Eine Tatsache konnten sich die Polen nicht klar zum Bewußtsein bringen, nämlich, daß keine Grenzstadt für Polen eine so gewaltige Bedeutung hat wie Danzig. Was die Luft für den einzelnen Menschen bedeutet, das ist das Meer für jeden Staat. Danzig ist die Lunge Polens. Ohne Danzig, und dadurch ohne einen wirklich freien Zugang zum Meere, muß Polen ersticken¹⁾. Dieses fundamentalen Anrechts auf den freien Genuß des Meeres, kraft dessen irgend ein Staat überhaupt nur bestehen und sich entwickeln kann, wird sich die polnische Gesellschaft nur sehr wenig bewußt, denn sonst würde sie alle ihre Kräfte anspannen, nicht den letzten Pfennig schonen, um das polnische Element in Danzig zu kräftigen und derart auf die Füße zu stellen, daß es erfolgreich den Kampf bestehen kann mit den ihm besonders in Danzig unerhört feindlich gesinnten Deutschen. . . . Sogar die in ihrer Nationalität bewußten Kaschuben sind gezwungen, ihre Kinder in die reich ausgestatteten deutschen Kinderheime zu schicken, wo in immer größerem Umfange die widerliche Um-

¹⁾ Von uns gesperrt. (Red.)

gestaltung der polnischen Seele in eine deutsche vorgenommen wird.“

Diese Proben aus dem Aufruf Przybyłowski's dürften genügen, um zu zeigen, wie auch für jeden polnischen Intellektuellen und Künstler der englische Wahlspruch gilt: „Right or wrong, our country“.

[„Warszawianka“ Nr. 325 (27. XI. 1927) S. 2.] (27)

Ostpreußen und die Holzflößerei auf dem Njemen.

In zwei Artikeln des „Kurjer Warszawski“ behandelt Dr. L. Paćzewski diese Frage, und zwar im ersten von der völkerrechtlichen Seite aus, und im zweiten Artikel mit Bezug auf die wirtschaftliche Bedeutung. Über den zweiten Artikel sei hier referiert. Verfasser betont besonders die wirtschaftlichen Schädigungen, die Memel infolge der Störung des Wasserverkehrs auf dem Njemen erlitten habe, und gibt hierfür die Ausfuhrzahlen für bearbeitetes und unbearbeitetes Holz aus den Jahren 1924—26 an. Verfasser meint dann: „Polen kann für die Zwecke seines Holzexports ausgezeichnet ohne den Transitverkehr über den Njemen durch das litauische Territorium via Memel auskommen. Im Zusammenhang mit der Schließung der Holzflößerei auf dem Njemen leitet Polen sein Holz aus den Wilnaer und weißrussisch-Grodnoer Gebieten nach Danzig. Es ist dies um so mehr begründet, als es im Interesse des Landes liegt, daß möglichst große Holzmengen vom Oberlauf des Njemen nach der Mitte unseres Staates und durch den Augustowo-Kanal nach Danzig geleitet werden. Durch die Schließung der Holzflößerei auf dem Njemen ist neben Memel auch Ostpreußen empfindlich getroffen worden. Es ist bekannt, daß der Sägewerksbetrieb und die Zellulosefabrikation Königsbergs ihre Rohstoffe hauptsächlich aus Polen holen. . . . Abgesehen davon, daß die Zufuhr von Papierholz für die Zwecke der Zelluloseindustrie in Ostpreußen die Stärkung einer Konkurrenzindustrie bedeuten würde, muß bedacht werden, daß eine Stützung der Ausfuhr von Rohholz aus Polen mit den Gesichtspunkten der gegenwärtigen Holzpolitik der polnischen Regierung in Widerspruch stehen würde.“ Die polnische Regierung und auch die Industriekreise seien gegen eine übermäßige Rohholzausfuhr, da sie den Waldbestand stark in Anspruch nehmen und die heimische Holzindustrie schädige. Die Industrie- und Handelskreise seien besonders gegen die Ausfuhr von Papierholz, das hauptsächlich nach Ostpreußen gehe. „In der Tat würde man bei Öffnung der Njemen-Flößerei sich bemühen, dieses Holz auf dem Njemen via Memel nach Ostpreußen zu schaffen, wo durch polnische Rohstoffe die Zellulose-Industrie gestützt werden würde.“ Der Waldbestand in Litauen sei infolge der Waldverwüstung der letzten Jahre schon bedeutend geringer geworden, man werde also auf polnisches und russisches Holz zurückgreifen müssen. In dem Friedensvertrage zwischen Litauen und Rußland vom 12. Juli 1920 sei Litauen die Erteilung einer Konzession für die Ausbeutung von 100 000 ha Wald in Weißrußland zugesagt worden. Daß in Rußland gewonnene Holz würde nicht nur dazu dienen, die Holz-Industrie auf litauischem Gebiet zu verstärken, sondern auch die dem Untergang nahe Industrie in Memel. Dieses Holz müßte aber zu $\frac{2}{3}$ über polnisches Gebiet geflößt werden. Und daher habe auch Litauen ein Interesse an der Öffnung der Njemenflößerei.

„Wenn wir jetzt fragen, welche Vorteile die Öffnung der Njemenflößerei für Polen mit sich bringen würde, so müssen wir unbedenklich die Antwort geben: minimale. An der Öffnung sind Litauen und die Staaten interessiert, welche durch das litauische Territorium polnisches und russisches Holz transportieren wollen: Ostpreußen, England und Holland.

Diese angeführten Momente müssen wir uns bei Erwägung des Problems der Holzflößerei auf dem Njemen eindringlich vor Augen halten, und bei künftigen Handelsvertragsverhandlungen danach richten.“

[Kurjer Warszawski“ Nr. 344 und 346 (15. u. 17. XII. 1927).]

(30)

Dirschau als Seehafen.

Der Gedanke, Dirschau dem überseeischen Export Polens dienstbar zu machen, tauchte auf, als infolge des englischen Bergarbeiterstreiks sich außerordentlich günstige Ausichten für den polnischen Kohlenexport boten, und Danzig und Gdingen nicht im Stande waren, die Ausfuhrmengen zu bewältigen. Der Dirschauer Hafen wurde in Betrieb genommen, als am 26. März 1926 zwei Seeleichter mit einer Ladung von 1300 Tonnen Kohlen nach Kopenhagen über die neue Weichselmündung bei Schiewenhorst in See gingen. Die Möglichkeit für die direkte Ausfahrt durch die neue Weichselmündung war seit dem Weichselhochwasser des Frühjahr 1924 gegeben, das die Mündung der Weichsel bedeutend vertieft hatte. Um den Kohlenexport über Dirschau zu organisieren, wurde im Juni 1926 die Gesellschaft „Wisła-Baltyk“ begründet, an der mehrere Bergwerksgesellschaften beteiligt sind. Diese Gesellschaft setzte es sich auch zum Ziel, Dirschau zum Seehafen auszubauen.

Um eigenes Schiffsmaterial zur Verfügung zu haben, kaufte die Gesellschaft sechs Schlepper mit 560—740 Pferdestärken und 14 Seeleichter mit einer Ladefähigkeit von 600—1200 Tonnen. Und so gelang es, noch im Laufe des Jahres 1926 über Dirschau etwa 240 000 t Kohle zu exportieren. Davon gingen aber nur etwa 60 000 t über Schiewenhorst in die See¹⁾, während der Rest auf Weichselkähnen nach Danzig geschafft wurde, um dort auf Seeschiffe verladen zu werden. Zunächst aber hatte die Gesellschaft „Wisła-Baltyk“ viel Arbeit mit der Ausbaggerung der Weichselmündung bis Schiewenhorst „und erst auf einen Druck von Seiten des polnischen Ministeriums für Gewerbe, Handel und öffentliche Arbeiten hin, führte der Danziger Hafenausschuß im Frühjahr 1927 Baggerarbeiten auf der Weichsel und an der Weichselmündung bei Schiewenhorst aus, indem er die Wassertiefe, die $3\frac{1}{2}$ m nicht überschritt, auf 7 m brachte.“ Neben der Vertiefung des Flußbettes sah die Gesellschaft „Wisła-Baltyk“ ihre Aufgabe darin, einen Hafen zu schaffen, der auch größeren Anforderungen gewachsen sein konnte. Seit Februar 1927 hat man den bei Dirschau schon aus preußischer Zeit her vorhandenen Flußhafen aus- und umgebaut, indem man das Ufer um $1\frac{1}{2}$ m erhöhte und auf einer Strecke von mehreren hundert Metern mit Betonplatten bedeckte, ferner Eisenbahnanlüsse und Verladeeinrichtungen herstellte. Nach dem Zeitungsbericht des „Głos Prawdy“, auf dem diese Angaben beruhen, sollen die Dirschauer Hafenanlagen im Stande sein, eine Jahresausfuhr von einer Million Tonnen zu bewältigen. Voraussetzung hierfür bleibe aber daß die Weichsel zwischen Dirschau und der See, und auch die Mündung bei Schiewenhorst, dauernd durch Bagger auf der gleichen Wassertiefe erhalten würden. Die schon genannte Zeitung meint hierzu: „Es wäre erwünscht, daß die Regulierungsarbeiten in einer Hand ruhten und ausschließlich durch das Ministerium der öffentlichen Arbeiten ausgeführt würden!“

Diese erstaunliche Forderung, daß auf Danziger Hoheitsgebiet ein polnisches Ministerium die Weichselregulierungsarbeiten vornehmen solle, ist schon in der im vorigen Jahre erschienenen, und von dem polnischen Kapitän J. Klejnot verfaßten Schrift „Wisła Morska“ (Die See-Weichsel) erhoben worden. Nachdem Klejnot betont hat, die polnische Regierung müsse verlangen, daß der Hafenausschuß sich für die Rückgabe des von der preußischen Regierung weggeschafften Baggers „Thor“ oder für Stellung eines Ersatzes einsetze, denn die Sicherung der Niederungsgebiete des Kreises Dirschau verlange dieses, macht er folgende vielsagenden Ausführungen: „Polen würde gern alle Lasten ausschließlich auf sich nehmen, die mit dem Unterhalt der See-Weichsel verbunden sind, nur aus dem Grunde, um sich die vollständige Verwaltung der Weichsel unmittelbar bis zur Mündung zu sichern. Die Bemühungen Polens beim Völkerbund im Jahre 1923 um die Verwaltung der lebenden Weichsel (damit meint der Verfasser ebenso wie mit dem Ausdruck See-Weichsel die gerade Führung der Weichsel von Dirschau bis Schiewenhorst) in seine Hand zu bekommen, gelangen nicht wegen der ungeschickten Erledigung

1) In den Monaten Januar bis November 1927 gingen von Dirschau aus etwa 158 000 t Kohlen über Schiewenhorst in See.

dieser Frage durch den ersten Präsidenten des Hafenausschusses, des Obersten De Reynier, und im Völkerbunde selbst infolge der unfreundlichen Haltung des spanischen Delegierten Quinones de Leon, der über diese Angelegenheit Bericht erstattete.“

Der Verfasser meint weiter, man könne den Danzigern nicht zumuten, 50 % der Kosten für eine Anlage zu tragen, die gar nicht im Interesse ihres Hafens liege. Deshalb schlägt er eine Teilung der Interessensphären vor: Polen solle unter seine unmittelbare Verwaltung die Weichsel von Dirschau bis Schiemenhorst nehmen, und Danzig die Lote Weichsel von Einlage bis Weichselmünde.

Im übrigen Teil seiner Broschüre erörtert der Verfasser noch drei Hafenprojekte: als erstes ausführlich den Plan, den Dirschauer Hafen unmittelbar an die Grenze des Danziger Gebiets nach Czatkau zu verlegen, wo dauernd eine größere Wassertiefe sei, und vor allem die Durchfahrt unter der Dirschauer Brücke vermieden werde.

Im zweiten Projekt will er den Dirschauer Hafen unmittelbar auf Freistadtgebiet, nach Einlage verlegen. Als drittes Projekt erörtert er dann den Bau eines Kanals von Dirschau aus mitten durch das Danziger Werder, der bei Plehnendorf auf die Lote Weichsel stoßen und bei Neufähr in die offene See münden soll, und schließt seine Schrift mit folgenden Ausführungen: „Der Bau eines Seekanals mit einem Hafen auf den Dirschauer Wiesen, der durch Schleusen mit der Weichsel verbunden wäre, würde es ermöglichen, Schiffe mit einem Tiefgang von fünf Metern bis nach Dirschau zu bringen, und bei allmählicher Vertiefung des Kanals könnte dieser bis auf neun Meter gebracht werden. Wenn dies erreicht ist, wird der Hafenkomplex Gdingen, Danzig, Dirschau mit seinem Schiffsverkehr die erste Stelle an der Ostsee einnehmen, was man schon jetzt daran sehen kann, daß der Verkehr Danzigs im Vergleich zu der preußischen Zeit um 130 % gewachsen ist.“

[„Głos Prawdy“ Nr. 340 S. 9 R. Klejnot, Wisła Morska od Tczewa do morza a przystanie morskie Tczewa (Die See-Weichsel von Dirschau bis zur See und der Seehafen in Dirschau), Dirschau 1926. Vgl. auch „Almanach Żeglarza Polskiego“ (Almanach der Zeitschrift „Der polnische Seemann“), Dirschau 1927/28, S. 52/53.]

(31)